Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 10 | Gotha, 27. Mai 1926 | 40. Jahrgang

Inhalt: Pfingsten [Sp. 473] — Same des Friedens [Sp. 473] — Zur Theologie von Karl Heim [Sp. 475] — Antikritisches zu „Religion und Wirtschaft“ (Marr, Foerster, Heimann) [Sp. 482] — Evangelisch-Christliche Einheit. Treffen in Homburg [Sp. 489] — Der Weltbund für internationale Freundschaftsarbeit der Kirchen [Sp. 492] — Zum Ersten Kontinentalen Kongreß für Innere Mission und Diakonie in Amsterdam [Sp. 498] — Zur Gesangbuchnot [Sp. 500] — Im „Rom“ Japans [Sp. 504] — Gustav Schröer und der deutsche Bauernroman [Sp. 507] — Bücher und Schriften: Genesis (Procksch); Der Prophet und sein Gott (Weber); Huß und Wiclif (Loserth); Kurze Todesgeschichte des Johannes Huß (Florentinus); Ignatius von Loyola (Stöckius); Auf Paul Gerhardts Segensspur (Petrich) [Sp. 509] — Vom Katholizismus der Gegenwart [Sp. 511] — Wöchentliche Chronik [Sp. 516] — Kleine Mitteilungen [Sp. 518] — Versammlungskalender — Anzeigen

Pfingsten

Und das war Lieblichkeit in jenen Tagen
Der Kindheit: junge Birkensträucher
Und Duft des Waldes selig heimzutragen....

Wir hörten leise Stimmen in den Zweigen,
Im hellen Glanz der Blätter, lächelten
Und fühlten unsre Seele horchen, schweigen....

Und dann war Lieblichkeit: im Morgenwehen
Des Festes in die lichte Morgensonne,
In all den Glanz der schönen Welt zu sehen....

In all den Glanz der schönen Welt zu sehen
Mit einem Lächeln — und wie schwebend leicht
In die verklärte Landschaft hinzugehen....

*

Mir ist Ahnen aus der Zeit geblieben,
Das überhaucht die Tage mir mit Duft;
Und im Erinnern steht mir aufgeschrieben

Das leise scheue frühlingjunge Singen
Der Birkenstimmen aus den schwanken Zweigen,
Die wie von Duft und Glanz und Klang schwer niederhingen.

*

Als wäre eine leise Hand gekommen,
Die Welt zu weihen, daß sie schöner sei:
Ist alles Trübe aus ihr fortgenommen.

Als finge eine Stimme an zu sprechen
Zu allen Menschen ... von der Lieblichkeit:
„Ihr sollt die Freude euch wie Zweige brechen

Vom Baum des Lebens ...“ Und als fingen
Die Schleier aller Frühlingsbäume an zu wehen,
Und nie gehörte Stimmen fingen an zu singen:

„Noch ist die Welt nicht alt und Gottes Geist
Geht wie ein Hauch und Wehen um, daß seine
Erfüllung uns mit Glanz und Freude speist.“

Karl Röttger

Same des Friedens

Morgenansprache beim Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen über Sach. 8, 6—12

„... sie sollen Same des Friedens sein.“

Ist dies eine falsche Übersetzung Luthers, so ist sie dennoch inspiriert, denn sie erfaßt den tiefsten Sinn des Prophetenwortes. Prophetische Worte sind uns heute bitter not. Ganz gewiß ist unser Suchen nach Wahrheit auch immer ein Suchen nach Gott. Doch oft ist es wie ein Tasten in der Dunkelheit, und darum brauchen wir um so mehr Worte, die unmittelbar aus Gottes Mund zu uns reden und wie Blitze die Finsternis durchleuchten.

Ein solches Wort haben wir hier aus einer der unseren ganz ähnlichen Zeit mühsamen Wiederaufbaus. Feinde von außen, Zwietracht im Innern, wirtschaftliche Not und Verachtung lasten auf dem Volke. Damals wie heute lag die Versuchung nahe, unter dem Druck der unabweisbaren praktischen Erfordernisse des Augenblicks von vielgeschäftiger Hast ergriffen zu werden. Tempelbau? Dazu haben wir jetzt keine Zeit. Es gibt Dinge, die jetzt mehr Bedeutung haben (Hagg. 1, 2). Aber die Propheten erklärten: Nein, das Erste, was geschehen muß, ist das Heiligtum. „Denn vor diesen Tagen, da der Grund gelegt ist an des Herrn Zebaoths Hause, daß der Tempel gebauet würde, war der Menschen Arbeit vergebens.“ Wesley sagte einmal: „I have no time to be in a hurry. (Ich habe keine Zeit in Hast zu sein.)“ Auch dies Wort gilt uns. Wenn die Fichte im Sturme steht und die Winde drohen, sie auszureißen, dann darf sie nicht ihre ganze Kraft in die Zweige legen. Sie muß tief hinuntergreifen in ihre Wurzeln, bis in die äußerste Spitze der Pfahlwurzel hinunter. Das ist das Heiligtum, aus dem sie ihre Kraft nimmt.

Das Geheimnis unserer Kraft ist die Gemeinschaft mit Jesus Christus dem Gekreuzigten und Auferstandenen. Alle unsere Arbeit wird vergebens sein, wenn sie nicht aus diesem Heiligtum entspringt. Alle Bäche, die schnell aus der Oberfläche herauskommen, versiegen bald. Der Bach, sei er noch so klein, der unter der Schwelle des Tempels hervorquillt, wird immer tiefer und tiefer, je weiter er fließt.

Daher reden diese Worte von solchen Menschen, die ein Heiligtum haben. Sie sollen Same des Friedens sein. Sie sollen! Kategorischer Imperativ. Es wird hier nicht die Frage aufgestellt, ob wir uns neben anderen Problemen auch einmal mit der Friedensfrage beschäftigen sollen. Es ist die uns als Bürgern des Himmelreichs von Gott bedingungslos gestellte Aufgabe, Same des Friedens zu sein.

Da kommt es vielleicht nicht so sehr darauf an, was wir tun. Gewiß, wir müssen tun. Der Same ist überaus tätig. Was für eine Energie entwickelt er! Greift hinunter, hinauf, nach allen Seiten. Und doch, die Hauptsache ist, daß er Same ist, das Wesen dessen, was entstehen soll, in sich trägt. Was ich immer persönlich so schwer empfunden habe, das ist die große Gefahr, daß wir, wenn wir an die Friedensfrage herantreten, das Wesen des Friedens nicht in uns haben. Ich glaube, ich sage nichts Unrichtiges, wenn ich aus der Erfahrung mit den Unterredungen meiner Studenten behaupte, daß die heftigsten Auseinandersetzungen dann entstehen, wenn man die Frage des Friedens behandelt. Da ist man am meisten geneigt, dem Anderen seine eigene Meinung aufzudrängen. Es ist die alte Gefahr der pax romana. „Sie machen eine Wüste und nennen es Frieden.“ Wir wenden wohl nicht Waffengewalt an, aber wir lassen den Andern die Überlegenheit unseres Geistes fühlen, geben ihn mit unserer spitzfindigen Logik dem Ge-

spött preis. Same des Friedens jedoch ist nur da, wo man in Wahrheit Willens ist, nicht dem Andern Leid zuzufügen, sondern selber zu leiden. Der Same senkt sich in die Erde, verzichtet auf den Glanz der Sonne und öffnet sich zunächst all den toten, wesensfremden Einflüssen von außen. Er gibt sich selbst preis, und auf diese Weise verwandelt er, was tot ist, in Leben. Das ist der Weg des Kreuzes. Der einzige Weg zum wahren Frieden.

Denn Friede ist nicht ein negativer Begriff, gleich „nicht Krieg". Wenn wir den Krieg von der Welt verbannen könnten, hätten wir damit noch nicht den Frieden. Friede ist Harmonie, ist innerliches Zusammenklingen, ist die Auflösung der Mißtöne, die durch die inneren Verschiedenartigkeiten und Gegensätzlichkeiten entstehen, in eine große Symphonie zur Verherrlichung des alle Spannungen in sich begreifenden Gottes. Das ist es, was wir als Same des Friedens leisten sollen, indem wir das Gebot des 17. Verses befolgen: „Denke Keiner kein Arges in seinem Herzen wider seinen Nächsten; ... denn solches hasse ich, spricht der Herr." Ein Gerichtswort für uns, die wir so manchesmal Arges denken in unserem Herzen über die, welche in diesen Fragen anderer Meinung sind als wir.

Doch ist das „sie sollen" nicht nur kategorischer Imperativ, es ist auch göttliche Verheißung. Und diese dürfen wir für uns in Anspruch nehmen. Mag sein, daß wir nicht so schnell zum Ziele kommen, daß wir große Rückschläge erleben. Daran liegt nichts. Wir haben den göttlichen Befehl und die göttliche Verheißung, das ist genug. Darum heißt es auch im 6. Vers: „Ist solches unmöglich vor den Augen dieses übrigen Volkes zu dieser Zeit, sollte es darum auch unmöglich sein vor meinen Augen? spricht der Herr Zebaoth." Gott sei Dank, daß wir vor unmöglichen Aufgaben stehen. Das Mögliche, das Erreichbare trennt von Gott, weil wir da mit der eigenen Klugheit und Tüchtigkeit durchkommen. Das Unmögliche reißt uns von uns selber los und wirft uns Gott in die Arme. So sind wir auch in der Friedensfrage auf Gott geworfen und wollen den Frieden suchen unter dem Schatten des Kreuzes bei dem, von welchem es heißt: „Er ist unser Friede."

Frankfurt a. M. Ernst Sommer

Zur Theologie von Karl Heim

Glaube und Leben. Gesammelte Aufsätze und Vorträge. Von Karl Heim. Berlin, Furche-Verlag 1926. 680 S. 15. geb. 18 M.

1. Die historische Situation

Das theologische Fragen Karl Heims setzt zu einer Zeit ein, wo zwischen Glaube und Theologie einerseits und der Wissenschaft anderseits eine äußerste Spannung herrschte. Sie rührte daher, daß die am naturwissenschaftlichen Wirklichkeits- und Wahrheitsbegriff orientierte Wissenschaft bei aller quantitativen Unbegrenztheit ihres Beherrschungswissens ein Stadium der Sättigung erreicht hatte. Damals erhob sie, im Glauben an ihre eigene Vollendbarkeit und Vollendung nach Form und Gehalt, für ihre Ergebnisse den Anspruch auf die Wahrheit, stempelte die Welt, die sie durch ihre Methoden und Techniken beherrschte, zu der Wirklichkeit und verlieh ihren Resultaten dogmatische Geltung. Diese Dogmenbildung in der Wissenschaft ließ ein fruchtbar zu gestaltendes Verhältnis zwischen ihr und Glaube und Theologie nicht nur nicht aufkommen, sondern stellte die beiderseitigen Weltaspekte in schärfsten Gegensatz. Formal unterschied sich diese Dogmenbildung in nichts von der theologischen. Auch dieses Dogma forderte Gehorsam, verlangte autoritative Anerkennung, erhob den Anspruch auf Absolutheit, bedurfte des Ketzers, dessen Leib es zwar verschonte, aber dessen Seele sie in die Sphäre des Belächelt-Werdens drängte, um sie da zu töten. Inhaltlich aber bestand zwischen beiden Dogmenbildungen ein wesentlicher Unterschied. In der theologischen Dogmenbildung glaubte man, Glaubensqualität vor dem Zerfließen zu bewahren, wollte Unsagbares durch Argumentation und durch Beweis sagbar machen; in der Dogmenbildung der Wissenschaft versuchte man, Qualität auf Quantitäten zurückzuführen, und das Unsagbare, weil es sich nicht durch den angewandten Wirklichkeits- und Wahrheitsbegriff fassen ließ, als Nicht-Wirkliches und Nicht-Wahres in das Gebiet des Illusionären zu verweisen. Dadurch wurde der Riß zwischen Wissenschaft einerseits und Glaube und jeglicher Theologie, wie sie sich auch ihre Aufgabe stellen mochte, anderseits unüberbrückbar. Dieses Spannungsverhältnis ist die Voraussetzung für das theologische Fragen Heims.

Damit ist aber der Hintergrund seines theologischen Gestaltens noch nicht ganz gezeichnet. Die bisher skizzierte Situation ist noch nach zwei Seiten hin zu beleuchten. Wir müssen einmal fragen, wie sich die Theologie in dieser Lage verhielt, ferner, wie auf diesen naturwissenschaftlichen Absolutheitsanspruch die Kulturwissenschaft, unter Ausschaltung der Theologie, reagierte.

In der Theologie dürften wohl zwei Strömungen als herrschende und ausschlaggebende dieser Lage gegenüber bezeichnet werden. Die Theologie versuchte, sich zu isolieren, oder suchte einen Weg des schiedlich-friedlichen Nebeneinander: sie wollte die gegenseitigen Grenzen zur Vermeidung einer Kollision regulieren. Beide Versuche sind als im Prinzip verfehlt abzulehnen. Bei der Isolierung gibt man die Glaubensgewißheit, die ihrem Sinne nach eine absolute ist, auf, und verbaut dem aus dem Glauben stammenden Ethos die Wirkung auf die Welt, schachtelt es in soziologische Minimalgebilde ein. Die Isolierung ist dem christlichen Seinsgehalt, in dem Glaube und Liebe sich gegenseitig bedingende Wechselbegriffe sind, völlig inadäquat. Aber auch der andere Weg erweist sich als unmöglich. Nur Ahnungslosigkeit, die die Konsequenz des naturwissenschaftlichen Weltbildes in ihrer Bedeutung für die Welt des Glaubens nicht sieht, kann die Möglichkeit eines schiedlich-friedlichen Nebeneinander in Erwägung ziehen. Besteht die Verabsolutierung des naturwissenschaftlichen Denkens zu Recht, so ergibt sich daraus für Glaube und Theologie nur Duldung. Glaube wäre Restbestand mythologischen Denkens, und die Theologie würde, sobald ihre wissenschaftliche Erkenntnis durch die ihr wesentlich zugehörige normative Zielrichtung mitbestimmt wird, wissenschaftlicher Wahn. Der Kompromiß der Abgrenzung der Gebiete ist wie jeder Kompromiß von der jeweiligen günstigen oder ungünstigen Zeit und der jeweiligen großen oder geringen Macht abhängig. Daß aber der Verabsolutierungsanspruch dieses Denkens nicht zu Recht besteht, kann von dem Standpunkt einer derartigen Theologie aus nicht angezweifelt, noch viel weniger erwiesen werden.

Für die Kulturwissenschaft ist, wenn man von der Theologie absieht, zu sagen: sie sah sich seit der Jahrhundertwende etwa durch dieses verabsolutierte naturwissenschaftliche Denken in eine prekäre Lage versetzt. Als die Hintergründe und die notwendigen Folgerichtigkeiten dieses Denkens völlig an den Tag traten, als es sich von diesem Denken aus gar nicht mehr primär um den Gegensatz zu Glaube und Theologie handelte, sondern um eine Frontstellung gegen eine jegliche Wissenschaft, die durch eine normative Zielrichtung mitbestimmt wird, erkannte die Kulturwissenschaft die Gefährdung ihres wissenschaftlichen Wesens. Sie bestand darin, daß jegliche gültige Wahrheit, Denknotwendigkeit, Erfahrung, jede gültige Voraussetzung unseres Denkens, Wollens und Handelns in eine Vielzahl relativer Beziehungen aufgelöst wurde. Vor dieser Relativierung war jeglicher wie auch geartete Versuch, sich in das Reich des Unbedingten und Absoluten zu erheben, willkürlicher Wahn, und jegliche Wissenschaft, die mehr als die Beherrschung und Erhellung ihrer Ge-

gebenheiten bezweckte, war ein wissenschaftliches Irrgebilde. Daß die Kulturwissenschaft diese Tatsache nicht mehr übersehen konnte, hatte zunächst die Folge, daß sie sich wieder mit der Theologie als ein Organismus fühlte, als ein Organismus nicht nur wegen des Gegensatzes zu den Tendenzen des naturwissenschaftlichen Denkens, sondern auch wegen der inneren Strukturverbundenheit hinsichtlich der Grundlagen und Zielrichtungen trotz verschiedener Qualitäten. In diesem nicht nur mehr formellen und zur Aufrechterhaltung des Betriebes notwendigen Zusammenschluß suchte man sich — und das war die weitere Folge — gemeinsam der drohenden Relativierung irgendwie zu entziehen. Dadurch wurde der zu Anfang erwähnte Gegensatz der Weltaspekte, der nur zwischen Glaube und Theologie einerseits und der am naturwissenschaftlichen Denken orientierten Wissenschaft anderseits zu bestehen schien, zu einem Gegensatz innerhalb des wissenschaftlichen Denkens überhaupt.

Aber auch der über die Theologie hinaus erweiterte Hintergrund genügt noch nicht als Rahmen für das theologische Fragen Heims. Es ist noch darauf hinzuweisen, daß die bisher gezeigte wissenschaftliche Problematik nicht für sich isoliert existiert, sondern in einem größeren Zusammenhang steht. Sie ist in eine geistig-seelische Bewegung, in eine Umschichtung des geistigen Fragens überhaupt hineinverflochten. Die wissenschaftliche Problematik ist Niederschlag, Ausdruck einer seelischen Neuorientierung, in der man um einen neuen Sinn des Seins, um eine neue Stellung zum Leben, zur Kultur, zu Gott rang.

Innerhalb dieses Suchens und Fragens steht Karl Heim. Durch seine religiöse Eruptivgewalt ist er zur religiösen Führerpersönlichkeit disponiert. Zugleich ausgestattet mit originaler Denkkraft, die er in den Dienst seiner religiösen Dynamik stellt. Die alte Frage von Glauben und Wissen, durch die Zeit an und für sich schon in neuen Fluß und Dringlichkeit gebracht, drängt in ihm zu einer bestimmten Antwort.

2. Das theologische Fragen

Die Situation des Verhältnisses von Glaube und Wissen, die Heim vorfindet, stützt sich auf zwei Voraussetzungen. Auf Seite des Glaubens steht die Glaubensgewißheit mit dem Anspruch auf absolute Wahrheit und Wirklichkeitserfassung, und auf Seite des Wissens der Erweis seiner Berechtigung durch die Umsetzung in Naturbeherrschung durch technisches Können und der daraus abgeleitete Anspruch, daß das Maximum der Wahrscheinlichkeit die Wahrheit sei, und das durch Können Erhellte die Wirklichkeit. Eine Überbrückung dieser beiden gegensätzlichen Aussagen ist dem Sachverhalte nach ebenso unmöglich wie der Versuch, die Bereiche des Glaubens und Wissens durch Grenzregulierung festzustellen. Es kann sich nur darum handeln, beide Aussagen in ein Verhältnis der Subordination zu bringen. Aber auch für eine derartige Lösung des Problems ist nur ein Weg offen. Die mittelalterliche Autoritätslösung scheitert an der Differenziertheit unseres Kulturbewußtseins. Den Versuch, Glaube in Wissen aufzulösen, verbietet der Glaubensbegriff. Die Autonomie des Wissens durch Glaubensgesichtspunkte zu schmälern, verträgt sich nicht mit intellektueller Reinlichkeit. Nur eine Möglichkeit bleibt übrig: den Glauben dem Wissen überzuordnen, aber so überzuordnen, daß der Glaube die Autonomie des Wissens in ihrer Entfaltung nicht hemmen kann. Diesen Weg geht Heim.

In unserem Zusammenhang soll nun nicht der Weg, den Heim einschlägt, gezeigt, und es soll nicht dargestellt werden, mit welchen Methoden, in Anlehnung an wen und in Kontrast zu wem, durch welche Kategorien Heim sein Ziel verfolgt. Hierfür darf ich auf die lesenswerte, das Material sorgfältig verwendende und ihm gerecht werdende, in der selbstgesteckten Grenze einer immanenten Kritik ihre Aufgabe lösende Schrift W. Rutten-becks*) hinweisen.

Hier interessiert das Ziel. Seine Umrisse sind aus den bisherigen Erörterungen schon deutlich. Sie liegen in der Richtung, in der der transzendentale Idealismus das Problem: Glaube und Wissen zu lösen versucht. Ihm ergibt sich auf die Frage nach den Bedingungen der Begreiflichkeit der Wirklichkeit ein Übergegenständliches, als Basis für das Wissen. Die Idee ist Grund und Ziel des Wirklichen, der Logos Grundlage der Wissenschaft. Sieht man von einzelnen Abgleitungen im theologischen Fragen Heims — wenn z. B. durchschimmert, als wolle er die Denkmöglichkeit des Glaubens erweisen, oder, wenn es so aussieht, als sollten, um eine freie Glaubensentfaltung zu ermöglichen, theoretische Hindernisse aus dem Wege geräumt werden — ab, und man muß davon absehen, weil diese Abgleitungen keinerlei prinzipielle Bedeutung für sein theologisches Denken besitzen, so ist als vorläufiges Resultat zu sagen: Heim bewegt sich innerhalb des transzendentalen Idealismus; aber nur nach der formalen Seite hin; inhaltlich bezweckt er Anderes. Der transzendentale Idealismus ist ihm ein Mittel für seinen Zweck, eine Hilfe für sein Ziel.

Sein Ziel ist ganz konkret. Seit einer bestimmten Wendung seines Lebens hat Heim die Tatsache erfahren, daß Christus als zeitliche und allgegenwärtige Größe mit einem unbedingten Anspruch der Welt gegenüber tritt, daß er die „Mitte der perspektivischen Mannigfaltigkeit" ist, der Ruhe- und Zentralpunkt der geistigen Welt, die Entscheidung des Schicksals des Kosmos. Durch diese ihm feststehende Tatsache, die ihn als denkenden, fühlenden und wollenden Menschen angeht, wird sein Denken, das bestrebt ist, jenes rätselvolle Dasein, in das wir hineingeboren sind, zu verstehen, in bestimmtem Sinne beeinflußt. Ging die Richtung seines Denkens dahin, Regeln, Formeln, Urtatsachen, Urgegebenheiten zu finden, auf die die unübersehbare Fülle der Erscheinungen zurückgeführt werden kann, so besaß er seit dieser Wende unabhängig von dem Denken, und deshalb auch nicht durch es relativierbar, eine Urwirklichkeit in der Christuswirklichkeit. Jetzt setzt die Intensität seines theologischen Fragens ein. Diese Wirklichkeit ist und erhebt den Anspruch auf absolute Wahrheit. Es besteht aber die Tatsache, daß der bisherige Denkprozeß unter Ausschaltung der Christuswirklichkeit verlief. Gelingt es, das Denken in den Strom des Zeugnisses von der Christuswirklichkeit einzuschalten, so ist die Christuswirklichkeit primum fundamentum cognitionis und damit Grund und Ziel des Lebens und Seins überhaupt. All sein theologisches Fragen tendiert nun dahin, die Grundbegriffe des Weltverständnisses in Frage zu setzen und sie an der Christuswirklichkeit neu zu orientieren. Dies wird auf verschiedene Weise unternommen.

Von der Christuswirklichkeit ausgehend zeigt Heim den Geist unserer sich auflösenden Kultur, den konsequent durchgeführten Relativismus, in dem es nichts Letztes mehr gibt, denn auch die letzten Zersplitterungen in Atome sind wieder ein funktioneller Komplex. Oder er geht von der gegenständlichen Welt aus, weist die im gegenständlichen Denken unüberwindlichen Widersprüche nach. Oder sucht als Dolmetscher der Christusvision „das theoretisch zu entfalten, was der schlichte Mensch ohne alle Reflexion besitzt". Dabei handelt es sich für ihn darum, neue Kategorien zu finden, die auf diese Christuswirklichkeit nicht nur hinweisen, sondern die ihren Anspruch fassen. Solche Kategorien in aufsteigender Linie, den Sachverhalt immer adäquater zum Ausdruck bringend, sind: das Nichtgegenständliche, das Schicksal, das Transperspektivische als Hinweise, Zeiger, Verdeutlichungsmittel, als der Christuswirklichkeit möglichst adäquate Formen.

Dieser Prozeß, die Denkvoraussetzungen zu erschüttern

*) Die apologetisch-theologische Methode Karl Heims. Leipzig, A. Deichert 1925. 82 S. 2.50 M.

und neue Kategorien zu suchen, die den unbedingten Anspruch der Christuswirklichkeit fassen, ist noch nicht an seinem Ende angelangt. Ja man wird wohl sagen dürfen, er kann nie zur Ruhe und zu einem Ende kommen. Die Möglichkeit, Kategorien zu finden, die besser ihren Zweck erfüllen, ist grenzenlos, solange die wissenschaftliche Bewegung flüssig und nicht erstarrt ist. Hier liegt stets neuer Reiz, neue Aufgabe. Es ist der Sache nach mit einem ständigen Werden und mit immer neuer Kategorienbildung, die keinen Kristallisationspunkt erreicht, zu rechnen. Nur die Christuswirklichkeit liegt ein und für allemal fest. Ihr Inhalt bleibt von diesem theologischen Fragen völlig unberührt. Sie wird nicht in Philosopheme aufgelöst, das Gegenteil ist der Fall: ein vom philosophischen Denken unabhängiger Inhalt wirkt auf das philosophische Denken, sucht es umzugestalten. Darin liegt ja die Abzweckung des theologischen Fragens Heims: ein Denken, das von oben geboren ist, zu gestalten, und so das Problem von Glaube und Wissen zu lösen.

Dieser Abzweckung ist nach ihrer allgemeinen Seite hin völlig zuzustimmen. Der irrationale Weltinhalt zwingt den Erkennenden zu dem Zugeständnis, daß er letztlich auf den Glauben angewiesen ist. Das Denken als Erklären und Messen von Quantitätsverhältnissen, als Tatsachen-Erkennen, als ein Rechnen mit einem Maximum und Minimum von Wahrscheinlichkeit kann dem Leben keinen Sinn verleihen, ist kein tragfähiger Grund, auf dem das Leben gewagt werden könnte. Es bedarf einer Gewißheit, die selbst nicht in Frage gesetzt werden kann, die der Sphäre der Wahrscheinlichkeit enthoben ist, die außerhalb der Seins-Welt liegt, für die aber die Seins-Welt transparent ist. Die Wahrscheinlichkeit des erhellenden Wissens bedarf der Wahrheit, nicht als eines Ruhepolsters, sondern als ständige Beunruhigung. Soweit Heim immer wieder die Frage nach der der Relativierung entnommenen Gewißheit stellt und eine Letzt-Einheit als Grund und Ziel der Mannigfaltigkeit, die aber die Autonomie der Mannigfaltigkeit nicht aufhebt, sucht, ist er Sprachrohr aller derer, die nach einer neuen Deutung des Seins verlangen.

Fraglich aber bleibt, ob das konkrete Ziel, wie es Heim vorschwebt, nicht die Möglichkeit, ein Ziel zu erreichen, schon überschreitet. Die Gewißheit, die ihm im Erleben feststeht und die gestützt wird durch den Strom der Zeugen durch die Jahrhunderte hindurch, ist die Christuswirklichkeit. Sie ist ihm Grund und Ziel der Seins-Welt. Sie ist das Auge, mit dem er sieht, ist das Mittel der Deutung des Seins, der Wert, der wertet und entwertet. Die Christuswirklichkeit ist ihm die letzte Einheit, in der Glaube und Wissen stehen, sie ist das Glaube und Wissen Übergreifende, das zeigt, daß der Glaube nicht nur das Handeln angeht, sondern auch Basis des Theoretischen ist. Ist dadurch nicht schon eine notwendige Grenze übersprungen? Die Möglichkeit, das Ziel zu erreichen, d. h. das Verhältnis von Glaube und Wissen so zu regeln, daß der Glaube als das Übergeordnete die Autonomie des Wissens nicht hemmt, liegt darin, daß im Theoretischen ein Übertheoretisches als Basis des Theoretischen erwiesen wird. Theoretisch läßt sich aber nur die Grenze des Theoretischen sichtbar machen. Dieser Ort der Syntheſe von Glaube und Wissen bleibt theoretisch leer. Als letzter Einheitspunkt wird er von dem religiösen Glauben beansprucht, von der fides, qua creditur. Anders bei Heim. Sein Ziel ist konkret, nicht neutral, bewußt intolerant, streng ausschließend. Ein bestimmtes Credo nimmt den theoretisch leer bleibenden Platz ein und wird der Angelpunkt für ein neues Verständnis aller Grundbegriffe der Weltauffassung, aller Anschauungsformen und Denkkategorien. Eine fides, quae creditur, wird der Einheitspunkt, Grund und Ziel der Mannigfaltigkeit. Ist es aber so, dann sind die religiösen und mythischen Bildungen vor und nach dieser bestimmten fides, quae creditur nicht ernst zu nehmen, sie sind vielleicht religiöse Surrogate, besitzen aber als Deutungsversuche des Lebens keinen Wert. Es gibt keine Stufen in der fides, quae creditur, es gibt nur e i n e fides, quae creditur, und die ist zugleich die fides, qua creditur.

Heims Intentionen berühren sich mit einem Lösungsversuch des Problems von Glauben und Wissen, der durch die Formel credo, ut intelligam angedeutet sein soll. Die Umrisse der Übereinstimmung liegen nicht in der Richtung einer Interpretation im Sinne des sacrificium intellectus und nicht im Sinne einer Hemmung des erhellenden Wissens, wohl aber in der Richtung, daß auch hier ein bestimmtes Credo Grund und Möglichkeit des Erkennens und sein Ziel ist. Bei formaler Strukturgleichheit, die in einem bestimmten Credo die Einheit findet, darf das Besondere Heims nicht übersehen werden. Sein Credo ist nicht schematisch, abstrakt, formal; es ist keine Amalgamierung mit einem artfremden Seelenerbe, sondern fordert die Umgestaltung jeglichen Erbes; es ist nicht statisch-scholastisch, sondern dynamisch: wenn auch der alte Vorstellungsapparat angewandt wird, so ist sein Inhalt doch neu gezeugt. Sein Credo ist immer Wunderakt. T h u s t hat von der faustischen Christusvision Heims gesprochen; das ist keine schlechte Wortprägung für die vorliegende Sache, wenn auch zwei Dinge sich nicht damit vereinigen lassen wollen. Einmal der strenge Ausschluß, die starre Intoleranz, in der das Verhältnis des Einen zur Vielheit gesehen wird. Heim läßt für dies Verhältnis keine Möglichkeit einer lebendigen Polarität. Dann die Demut, die alles trägt.

Diese Christuswirklichkeit — Anfang und Abschluß zugleich, alle Kräfte des Auftriebs in sich enthaltend, ein Objektives, das da ist, auch wenn Niemand sich um es kümmert, das den Kosmos richtet; unendlich nah und unendlich fern; ausgestattet mit dem Zauber des Geheimnisses und doch sonnenklar — ist die Mitte höherer Ordnung, aus der der Ursprung und Sinn aller innerweltlichen Mannigfaltigkeit stammt. Eine Syntheſe von Glaube und Wissen von prinzipiell anderer Art als bisher ist dadurch angebahnt. Wir wiesen schon darauf hin, daß sie nach der Seite der Kategorienbildung aus bestimmten Gründen unabschließbar ist. So, wie sie jetzt vorliegt, dürfte sie auch inhaltlich noch nicht abgeschlossen sein. Heim unterscheidet die Christuswirklichkeit von der Gotteswirklichkeit, als dem letzten Grund und Sinn des Seins. In der Anordnung der Perspektiven ist die Gotteswirklichkeit noch nicht berücksichtigt; es fehlt noch die Kategorie, die die Gotteswirklichkeit als Mitte des transperspektivischen Aktes faßt. Dann kann erst nach einem Verhältnis der Ordnungen zu einander gefragt werden. Bis jetzt umfaßt diese höhere Ordnung, deren Mitte die Christuswirklichkeit ist, den Logos. Die Christuswirklichkeit tritt an den theoretisch leer bleibenden Platz, in dem die Wurzeln des Denkens liegen. Gott muß dann alles umfassen, muß auch Grund und Ziel der Christuswirklichkeit sein.

Schließlich ist noch nach dem Problem der letzten Einheit zu fragen. Heims Ziel, das Verhältnis der Einheit zur Vielheit zu bestimmen, weist auf eine material absolute Lösung. Die einer derartigen Lösung naheliegende Gefahr der Erstarrung wird durch die lebendige Denkart und die Fülle und den Reichtum Heims gemieden. Aber die Einheit wird gewonnen durch die Verabsolutierung einer der Vielheiten. Die Christuswirklichkeit jedoch ist das Transparent der Eigenart unseres Lebens aus und vor Gott. Darin liegt die Absolutheit des Christentums, aus der es u n s e r Leben regelt und seinen Sinn deutet. Europäisches Denken und das Christentum in ihrer beiden Abwandlung sind aufeinander abgestimmt, gehören zusammen. Innerhalb dieses Kreises seelischen und geistigen Gehaltes dringen wir in der Spannung christlichen Glaubens in den Grund des Seins ein, aber in

den Grund des Seins, wie er uns sein Gesicht zuwendet. Die Einheit selbst ist aber nur zu erschöpfen und zu realisieren durch alle möglichen Vielheiten der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

3. Die Beziehung zur theologischen Umwelt

Heims theologisches Fragen ist nicht in dem Netz theologischer Gedankenwelt unterzubringen, das von einem bestimmten Punkt aus, von dem her dann alle Verknüpfungen zu lösen sind, angefertigt ist. Seine Theologie, sowohl in ihrem Gehalt wie in ihrer Form, müßte stark beschnitten werden, um sie in die Maschen eines solchen Flechtwerks restlos einzuflechten. Sein Denken hat formale Strukturgleichheiten zu anderen Gedankengebilden, das ist ebenso selbstverständlich, wie daß es, wie jedes originale Denken, ein besonderes numen loci besitzt. Zu Anfang wurde gesagt, daß sein theologisches Fragen aus der geistig-seelischen Umformung unserer Zeit stammt. Es trägt den Akzent dieses Suchens. Aus dem Leben heraus ist dieses nach verschiedenen Seiten hin neuorientierte theologische Fragen notwendig geworden. Viele Köpfe und Herzen sind aus verschiedenen Gründen am Werk. Ihr gemeinsames Fragen kann auf den Nenner gebracht werden: wir wollen neuen Ernst und Tiefe aus der Sache heraus! Heim, selbst Mittelpunkt einer derartigen Bewegung, sieht ein positives Beziehungsverhältnis seines Wollens zu dem Kreis um Barth, Gogarten und Brunner. Er nennt einen ganz bestimmten Ort, an dem beide Bewegungen in einander münden. In dem transperspektivischen Akt „entsteht eine neue aller irdischen Mannigfaltigkeit diametral entgegengesetzte Perspektive höherer Ordnung, deren Mitte Christus ist. In dieser höheren Ordnung liegt der Ursprung und Sinn aller innerweltlichen Mannigfaltigkeit. Damit münden wir aber in die Bewegung ein, die von Barth, Gogarten und Brunner ausgegangen ist: Der unüberbrückbare Abstand zwischen Gott und der ganzen Daseins- und Lebensform dieser Welt ist zum Bewußtsein gekommen."

Mit der Bezeichnung dieses Ortes als Platz der Übereinstimmung und einer positiven Beziehung zur Theologie der Krisis hat Heim eine Richtung gegeben, der wir folgen wollen. Es zeigt sich, daß das beiden Bewegungen Gemeinsame in der Ebene liegt, in der nach dem Verhältnis zwischen Gott und Welt, Gott und Mensch gefragt wird. Das Fragen beider liegt in gleicher Atmosphäre. Gemeinsam ist ihnen: das Eruptive, die Vehemenz der Frage, die Durchglühung von der Sache. Beide Bewegungen liegen in der Ebene religiöser Prophetie, die sie zwingt, in die wissenschaftliche Problematik einzugreifen, an der Theologie zu rütteln, das Gehege theologischen Denkens zu durchbrechen, total umzudenken. Vom Ziel aus, den Abstand zwischen Gott und der ganzen Daseins- und Lebensform dieser Welt ins Bewußtsein zu rufen, stimmen sie überein in der Richtigkeitsaussage und dem Vernichtungsurteil über menschliches Sein.

Aber aus dem, was sie verbindet, wachsen prinzipielle theologische Unterschiede. Barth und seine Freunde haben bis jetzt alles daran gesetzt, die eine Seite der christlichen Verkündigung, die im Laufe des 19. Jahrhunderts und vielleicht schon früher verloren gegangen war, nämlich den absoluten Gegensatz zwischen Gott und Welt, Gott und Mensch herauszustellen. Durch ihren Einsatz dürfte es unmöglich geworden sein, Gott als „Dienstbote", „Briefträger", „Kalendermann" in die Alltäglichkeit herabzuziehen und seine Macht darin aufgehen zu lassen, daß er „zur rechten Zeit vom Schnupfen kuriert", oder „uns in einem Augenblick in die Kutsche steigen läßt, wo gerade ein großer Regen losbricht". Die Heilung von derartigen Aspekten, wie auch von dem, daß Gott, der gütige Vater mit seiner Liebe letzten Endes doch alles bedecken wird, dürfte durch das Radikalmittel der Theologie der Krisis erreicht sein. Und das war gut so. Aber die andere Seite der christlichen Verkündigung, die eine Verbindung zwischen Gott und Mensch herstellt, die im Handeln zu verifizieren ist, von der man auch nicht sagen kann, daß sie im Leben spürbar wäre, wird hier ganz aus dem Gesichtskreis verloren. Heim, und darin liegt der prinzipielle Unterschied seines theologischen Fragens zur Theologie der Krisis, verbindet diese beiden Seiten christlicher Verkündigung. Gott ist ihm wohl der Gegensatz zu Allem; aber im Tun seines Willens werden wir Gottes als der „unsichtbaren" Wirklichkeit inne, im Handeln drücken wir sein Wesen aus. Daher ist der theologische Weg beider — ganz abgesehen davon, daß die Wertung der Theologie eine verschiedene ist — nicht der gleiche. Die Theologie der Krisis ist Zeichen der Zeit, sie ist und bleibt bis jetzt in erster Linie Prophetie. Der Maßstab ihrer Beurteilung kann nicht der Theologie entnommen werden. Heims Fragen ist auch Zeichen der Zeit, apokalyptisch, visionär, eschatologisch, aber mit ihm beginnt schon eine neue Zeit des theologischen Gestaltens. Er versucht, das Explosive theologisch fruchtbar zu machen. Dabei soll nicht übersehen werden, daß die Theologie der Krisis auch eine Ja-Seite hat. Aber ihr Ja bleibt im Nein versteckt, man darf wohl sagen, wird durch ihr Nein zu praktischer Unwirksamkeit verurteilt. Deutlich wird dieser Sachverhalt, wenn man die Entfaltung der dem Christentum eigentümlichen Ansicht der Geschichte beider Bewegungen vergleicht. Bei Heim findet sich — in engstem Zusammenhang mit seinem theologischen Fragen — ein geschichtsphilosophischer Neubau, der auf christlicher Erkenntnis ruht. Die Theologie der Krisis muß, wenn sie ihr Ja nicht entfaltet, gerade hier versagen.

Heidelberg Theodor Odenwald

Antikritisches zu „Religion und Wirtschaft"

Auseinandersetzung mit Marr, Foerster und Heimann

1

In der vorigen Nummer dieser Zeitschrift hat sich Heinz Marr in leidenschaftlich aggressiver Weise mit meinem Buch „Religion und Wirtschaft" beschäftigt. Er hat nicht allein angegriffen; ihm waren Erich Foerster in dem Frankfurter Gemeindeblatt „Die Gemeinde" 1925 Nr. 38 und Eduard Heimann „Theologische Blätter" 1926 Nr. 2 vorausgegangen. Ich hoffe — kann es freilich nicht wissen —, daß damit der ärgste Sturm vorüber ist. Nun bläst Foerster aus ungefähr derselben Richtung wie Marr, Heimann aus einer andern, wenn auch nicht direkt entgegengesetzten; kein Wunder, wenn ich mich zwischen diesen Stürmen wie im Kreis rundum gewirbelt fühle. Danach gilt es, sich auf seinen ursprünglichen Kurs zu besinnen und ihn mit um so besserem Gewissen wieder aufzunehmen, hoffentlich einem freundlicheren Himmel entgegen. Dazu möge eine kurze Zusammenfassung der Positionen, aus denen heraus die Angriffe der verschiedenen Verfasser erfolgten, und die Auseinandersetzung mit ihnen dienen.

Mit den zahlreichen willkürlichen Wertungen, Übertreibungen und von mir nicht gezogenen Konsequenzen, von denen besonders der Aufsatz von Marr wimmelt, kann ich mich hier nicht beschäftigen. Was soll man auch sagen gegen Urteile etwa wie „reichlich allgemein" (Marr) und daß der und der Gedanke „allgemeiner Besitz" (Heimann) sei. Ich habe gar nicht den Ehrgeiz „originell" zu sein; im Gegenteil will ich nur darstellen, was seit Jahrtausenden Besitz der Christenheit ist, und die Konsequenzen für die Wirtschaftslage unseres Zeitalters ziehen. Übrigens wäre ich wirklich dankbar, wenn mir die Verfasser irgendeine neuere Sozialethik sagen könnten, wo der Versuch gemacht wird, vom Zentralpunkt des christlichen Glaubensbesitzes, vom Inhalt der Gottesoffenbarung her das Wirtschaftshandeln zu beleuchten. Denn wie bei allem Handeln des Christen, so auch beim Handeln in der Wirtschaft, dreht es sich um die Frage: Wie muß meine Gesinnung und mein Tun beschaffen sein, daß ich es vor meinem, nicht Gewissen im allgemeinen Sinn, sondern vor meinem in Gott gebundenen Gewissen verantworten kann? Man darf von der Gottesfrage in einer christlichen Wirtschaftsethik — darum handelt es sich doch — unmöglich absehen. Schließlich ist das Prädikat „reichlich allgemein" doch nur ein Lob; denn man soll da wirklich nicht um jeden Preis „Neues" sagen wollen.

Ähnlich steht es mit der übertreibenden Behauptung Marrs, ich hätte „die transzendente christliche Gnade in einer immanenten sozialen Güte der Welt angenähert, so zugleich die religiöse Nächstenliebe in eine humanitäre Fernstenliebe distanziert". In dieser Schrift hätte ich von der im intimen Personenkreis sich aus-

wirkenden christlichen Liebe nicht zu reden. Ich stehe nicht an, zu erklären, daß sich da die feinsten Wirkungen des christlichen Ethos entfalten. Davon unterscheide ich den weiteren Begriff der Güte, der es auch mit den Fernsten zu tun hat und auch zum christlichen Ethos gehört. Redet man nicht eigens davon, dann wird es einem als „Humanisierung" vorgeworfen, um damit das nach außen Drängen der sozialen Energie des Christentums als unchristlich zu erweisen. Hier heißt es eben: Beides bejahen; das Eine tun und das Andere nicht lassen.

Endlich ist mir von Marr und Foerster sehr verübelt worden, daß ich mich nur in Worten gegen den Marxismus verwahre, ich mich aber „praktisch trotzdem mit den Resten des MSP-Sozialisierungsprogramms*) begnüge". Foerster schreibt den übertreibenden Satz: „Er sieht in der Weigerung der Christen, dies Programm zu dem ihrigen zu machen, eine Schwäche des Willens." In den Augen gewisser Leute, nicht nur der Verfasser, ist man unweigerlich Marxist und MSP-Mann, wenn man von „Vergesellschaftung der Produktionsmittel" und „Planwirtschaft", ebenso Taylorist, wenn man von „Rationalisierung" redet. Über Letzteres später. Was das MSP-Sozialisierungsprogramm betrifft, nur dies: Man kann schlechterdings keinerlei positive Wirtschaftsanschauungen haben, ohne daß man sich irgendeiner der bestehenden Wirtschaftsparteien annähert, man verfällt sonst der Gedankenblässe, der gewöhnlichen Krankheit theologischer Erörterungen auf diesem Gebiet. Daß diese meine Wirtschaftsanschauung stark von den Ergebnissen sozialistischer Gesellschaftskritik beeinflußt ist, leugne ich nicht; möchte aber nicht verhehlen, daß mich Berge vom Sozialismus als Weltanschauung trennen, daß ich die sogenannte materialistische Geschichtsauffassung nicht mitmache und dies in Punkt 6 der Zusammenfassung zum Ausdruck gebracht habe. Für die geschichtliche sozialistische Bewegung ist Wirtschaft A und O des Daseins; sie verwechselt Wertstärke mit Werthöhe; sie verfällt infolge der Not der sie tragenden Klassen der Wirtschaftsdämonie, d. h. sie betont eine „Vordringlichkeit" des Wirtschaftlichen, die wir gerade ablehnen müssen — ein Punkt, für dessen durchschlagende Wichtigkeit Marr und Foerster blind waren. Daß aber die Arbeiterbewegung aus ihrer Notlage heraus einen unheimlich scharfen Blick für den eigentlichen Sinn der Wirtschaft gehabt und richtige programmatische Konsequenzen aus dieser ihrer Sachbesinnung gezogen hat, die über die Klassenlage hinaus Geltung haben — das wird mir durch die Beschäftigung mit dem Gegenstand „Wirtschaft" immer klarer. Daß ich am Resultat dieser Erkenntnis keinerlei persönliches „Interesse" habe, mir im Gegenteil die Lebenslage erschwere, wissen die Beteiligten ja selber.

2

Doch kann ich mich nicht mit allen Einzelheiten aufhalten; ich müßte sonst ein eigenes Buch schreiben; ich muß mich zum Grundsätzlichen wenden und frage: Welches ist die Position, aus der heraus Marr seinen Angriff unternimmt?

Marr ist zutiefst von der Not der modernen Wirtschaft überzeugt; ja er behauptet, er fasse sie noch tiefer als ich, um dann zu sagen: sie sei so tief, daß man — Positives überhaupt nicht tun könne. Die Wirtschaft sei so eng mit der Tragik des Daseins verknüpft, daß in diesem Dasein an eine Besserung nicht zu denken sei. Vor allem sei der Christenglaube nicht im Stande, hier zu helfen; er habe es mit einer andern, noch nicht wirklichen Welt zu tun, wo geboten wird: Du sollst nicht sorgen — Du sollst deinen Feind lieben — Du sollst innige personale Liebesgemeinschaft pflegen. Jesus habe sozialen Übeln nicht abhelfen wollen. Was man als Christ daher allein tun könne, sei, an seinem Teil der religiösen Verwahrlosung steuern durch Gesinnungsbeispiel und -predigt. Im Übrigen warten auf das Ende, wo Gott diesem Aon ein Ziel setzen und einen neuen aufrichten wird. Die Stimmung dieser Einstellung ist Müdigkeit und Resignation. Daß diese Gedanken bekannt sind und heute, wo der Zusammenbruch nachzittert, geradezu neu aufblühen, bedarf keines Beweises. Sie sind nicht falsch; denn Gesinnungspflege und Eschatologie sind unveräußerliche Bestandteile der christlichen Ethik.

Aber das ist nur ihre eine Seite; von ihr wollte ich in meiner Schrift nicht reden, weil sie heute überbetont ist bis zum verderblichen Übermaß. Man resigniert, legt die Hände in den Schoß und überläßt das Feld den Mächten der Dummheit und der wirtschaftlichen Habgier. Man vergißt darüber, daß Gott es ist, der uns in diese Situation gestellt hat zum Kampf gegen die Sünde und ihre Auswirkungen, daß er es ist, der uns inmitten aller Schwierigkeiten die Aufgabe gegeben hat, zu kämpfen für sein Reich, d. h. für die Anerkennung seiner Ehre und für die Verwirklichung seiner Liebe. Er ist nicht der Gott allein, der uns geschaffen, sondern auch der, der uns mit sich selbst versöhnt hat; dieses Ereignis ist die Wurzel unserer Liebe zu den Brüdern, die alle Mittel benützt, um aller Not zu steuern, auch der wirtschaftlichen Not. Persönliche Wohltat, auch in organisierter Form, — abgesehen von ihrer ethischen Mangelhaftigkeit — kann nicht mehr helfen. Um dem Menschen in der Wirtschaftsnot helfen zu können, muß man der Wirtschaft helfen, auch mit allen Mitteln der Technik und der Organisation, ohne die auf diesem Gebiet eben nichts wirklich wird. Das ist für mich unausweichliche Konsequenz, der man nicht durch Sublimierung der christlichen Ethik (durch wörtlich-gesetzliche Auffassung der Bergpredigt) und durch Behauptung der Unabänderlichkeit der Wirtschaftsnot, also durch weitestmögliche Distanzierung, abhilft.

Wie steht es aber mit dieser Unabänderlichkeit der Wirtschaftsnot, die Marr mit vielen wirtschaftskonservativen Gesinnungsgenossen so pessimistisch stimmt? Man redet von der Hilfsbedürftigkeit des Menschen, der Knappheit der Wirtschaftsgüter, dem Bedarf, hinter dem beständig seine Befriedigung zurückbleibt. Ist vielleicht Mangel an Rohstoffen auf der Welt vorhanden? Es kann eine heute nicht errechenbare Zeit eintreten, wo er sich bemerkbar macht; heute jedenfalls stehen unendliche Kohlen- und Eisenschätze zur Verfügung, die Elektrisierung verspricht ungeahnte Möglichkeiten, die Anbauflächen für Baumwolle, Flachs, Getreide und Kartoffeln sind riesig und noch nicht ausgenutzt. Oder fehlen etwa die Arbeitskräfte zur Bearbeitung der Rohstoffe? O nein! Man klagt im Gegenteil in fast allen Ländern über Arbeitslosigkeit. Oder mangelt es an der technischen Intelligenz, den Rohstoffen beizukommen? Das wird kein Mensch behaupten wollen. Die realen Faktoren der Weltwirtschaft rechtfertigen die Knappheit nicht. Wenn sie besteht — sie besteht nur sehr partiell, denn Viele, Viele spüren nichts von der Knappheit, ja leben im größten Überfluß diesseits und jenseits der deutschen Grenzen — dann ist etwas an der Organisation, am Verkehr, an der Verteilung nicht in der Ordnung. Nun kann vielleicht zur Zeit die menschliche Organisationskraft nicht ausreichen zur planvollen Versorgung (darin hat Foerster Recht); daß aber diese Planmäßigkeit gelemmt wird durch verkehrte Willenskräfte, die im wirtschaftenden Menschen ihren Ursprung haben: im nationalistischen Vorurteil (s. meinen Wirtschaftsbericht Sp. 195), im Egoismus der wirtschaftlich Mächtigen, in der ganzen Art unserer Wirtschaft, deren Motive im Drang nach Privatprofit, nicht im Streben, für Alle ein auskömmliches Dasein zu schaffen, liegen, das ist mir längst klar. Darum hat mich Marr gar nicht überzeugt, wenn er behauptet, man könne Wirtschaft und wirtschaftende Menschen nicht scheiden, das führe in unlösliche Widersprüche; diese Widersprüche hat er sich aus meinem Buch zusammenkonstruiert. Nicht die Lage der Wirtschaft ist Ursache der Wirtschaftsnot, sondern die menschliche Sünde in der Form der Konkupiszenz. Der sündige Mensch (damit meine ich wirklich nicht nur die Unternehmer) ist Ursache der Desorganisation und damit der Wirtschaftsnot. Das sollten wir endlich alle einsehen und nicht durch resigniertes Gejammer über die „Tragik" unseres Daseins und durch Vertröstung auf das Ende aller Dinge die Arbeitskraft und Unternehmungsfreudigkeit nach dieser Richtung lahmlegen. Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg; aber daß gerade die in der Wirtschaft Mächtigen, die sich ja recht wohl dabei fühlen (dazu gehört im heutigen Zeitalter der angehenden Weltvertrustung der deutsche Durchschnittsunternehmer kaum mehr), eben nicht wollen und alle ernstlichen Versuche zu einer großzügigen Gemeinwirtschaft durch die Macht ihrer Presse lächerlich machen, das ist das Elend.

So haben wir eine Wirtschaft, die ihren Lebensodem vom Kampf um die materiellen Interessen empfängt, in der wir alle Kapitalisten oder „verhinderte Kapitalisten" sind, sein müssen, wenn wir nicht unter die Räder kommen wollen; eine Wirtschaft, die, weil auf Streben nach Kapitalprofit aufgebaut, die feindliche Trennung von Kapital und Arbeit wesensnotwendig in sich trägt, zweier Faktoren, die, will man aus der Wirtschaftsnot herauskommen, eigentlich harmonisch zusammenarbeiten sollten. Auf Grund dieser Wirtschaft bleiben alle von kirchlicher Seite erfolgenden Ermahnungen zur Wirtschaftsfriedlichkeit fromme, unerfüllbare Wünsche. Die Kirche geht dabei immer von der Voraussetzung aus, daß der Arbeiter patriarchalisches Vertrauen zu seinem Arbeitgeber haben solle, was in der modernen Wirtschaft einfach nicht mehr möglich ist. Wie gesagt, ich halte die Gesinnungspredigt für dringend notwendig, aber sie wird beim Arbeiter vorerst nicht wirksam sein; sie wird erst dann wirksam werden, wenn er den Eindruck hat, daß die predigende Instanz, die Kirche, ihre Machtmittel zur Formung der öffentlichen Meinung (nur darum kann es sich bei der Kirche handeln) auch für gewisse organisatorische Ziele einsetzt, die die Verdrehtheit der gegenwärtigen Wirtschaft korrigieren und ihren Sinn wiederherstellen. Und schließlich Gesinnung hin, Gesinnung her: als Christen haben wir Ursache, mit allen zehn Fingern jede organisatorische Besserung der Wirtschaft aufzugreifen, wo sie sich findet. Und also eben nicht erst dann zuzugreifen, wenn die gottlosen Sozialisten oder Kapitalisten sie erarbeitet haben, sondern ihr helfen die Wege zu bereiten! Aber keinesfalls dadurch die Wege zu versperren, daß man im Weltpessimismus jede Glaubens- und Tatfreudigkeit auf diesem Gebiet untergräbt und organisatorische Zielsetzung für unter der Würde des Christentums hält; damit würde man schwer gegen das Liebesgebot, das auch in der wirtschaftlichen Tätigkeit Gültigkeit hat, verstoßen; denn Alles, aber auch Alles, was wir tun, auch die Wirtschaft, steht unter dem Auge des richtenden Gottes, der der Gott der Gnade und Barmherzigkeit ist. Der Gott, der die Gebote der Bergpredigt gegeben hat, ist derselbe, der auch die Forderung an uns richtet, jedem Menschen eine menschenwürdige Existenz zu verschaffen mit den Kräften, die er uns gegeben hat.

*) MSP = Partei der Mehrheitssozialisten.

Wirtschaftsethisch kann ich die Forderungen der Bergpredigt nur so verstehen, daß wir als Christen einen Daseinszustand erstreben sollen, wo man nicht mehr dem Mammon dienen, nicht mehr sorgen, nicht mehr um sein Geld prozessieren muß; das ist die materiale Richtung unseres wirtschaftsethischen Handelns durch alle Schwierigkeiten hindurch, dessen Erfolg bei Gott, dessen Verpflichtung bei uns steht.

Leider kann ich mich bei dem vielverrufenen Kapitel „Vergesellschaftung der Produktionsmittel" nicht länger aufhalten. Der Raum drängt zur Zusammenfassung. Gerade in kirchlich eingestellte Gehirne will diese Forderung schwer hinein. Der Evangelische Bund beurteilt ja nach seiner letzten Auslassung über Fürstenenteignung die Verrückung der Grenze von Mein und Dein, der bestehenden Eigentumsordnung, als schwärzestes Übel. Diese Überwertung des Eigentums hat noch mit einer Rechtsordnung Verwandtschaft, wo man für einen Totschlag eine mäßige Buße zahlte, aber wegen des kleinsten Diebstahls henkte.

Heute ist der Eigentumsbegriff sehr problematisch geworden — es handelt sich, wohlgemerkt, nur um das Eigentum an Produktionsmitteln — auch die kirchlichen Kundgebungen fühlen das, wenn sie sagen (ohne leider, wie auch die katholischen Sozialethiker nicht, einen Unterschied zwischen Produktions- und Konsumptionseigentum zu machen): daß Eigentum vor Gott und der Gesamtheit „verpflichte". Das ist jedenfalls Gesinnungssozialismus, der Eigentum so behandelt wissen will, als ob es der Allgemeinheit „gehöre". Und es ist an sich gänzlich gleichgültig, wem eine Kapitalsumme, ein Unternehmen, Maschinen usw. rechtlich „gehören": entscheidend ist die Art der Verwendung. Daß sie aber so verwendet werden, ist eine verschwindende Tatsache; sie können es meist gar nicht infolge des Zwanges der Verhältnisse. Läge es da nicht nahe, den Versuch zu machen, die umgekehrten Zwänge zu schaffen, nämlich den Zwang zur Gemeinwirtschaft? Daß so, wie der Einzelne heute gezwungen ist, Kapitalist zu sein, er dann gezwungen sein wird, Gemeinwirtschaftler zu sein? Sollen wir, wenn die Machtverhältnisse es erlauben, erst warten, bis die fromme Gesinnung so weit ist, wie offenbar Heimann meint, oder sollen wir von der Macht Gebrauch machen? Und da ich, was ich hier zu beweisen nicht Raum habe, glaube, daß die Vergesellschaftung rein ideell mehr dem Sinn der Wirtschaft entspricht, Umwege der Produktion erspart und das Kapital seiner Bestimmung, die heute als Ideal immer wieder auch von kirchlicher Seite gefordert wird, zuführt, nämlich für die Gesamtheit tätig zu sein, so müßten wir auch als Christen in solchem Falle zugreifen und eine Wirtschaft mit Machtmitteln organisatorisch herstellen, zu deren Durchführung noch nicht die volle Gesinnungsreife vorhanden ist. Unterschätzen wir doch auch hier nicht Macht und Organisation zur Durchführung materialer wirtschaftsethischer Forderungen; wir leben hier auf der Erde und da kann ohne Macht (selbstverständlich nicht gleich Gewalt) und ohne Technik nichts wirklich werden.

Freilich, trotzdem heute die Anschauungen über Eigentum sich wandeln und in Wirtschaftskrisen wie im Kohlenbergbau Deutschlands und Englands (s. Sp. 353) die Problematik des Eigentums deutlich hervorbricht, sind diese Dinge heute nicht spruchreif; aber es tut not, sich heute theoretisch klar zu werden und Stellung zu nehmen. Man weiß nicht, wann sie spruchreif werden und wir vielleicht gezwungen sind, irgendwelchen Maßnahmen zuzustimmen, die den von den Kirchen gepredigten Gesinnungssozialismus in irgendeiner Form auch rechtlich verwirklichen. Dann verstecke man sich nicht, sondern bekenne auch dann Farbe, wenn die innere Gesinnungsforderung in rechtlicher Form äußere Tat werden soll.

Um einem Mißverständnis entgegenzutreten, dem Marr dauernd verfällt, sei hier ausdrücklich gesagt, daß die Erfüllung der aus der christlichen Grundeinstellung abgeleiteten wirtschaftsethischen Forderungen keine „christliche" Wirtschaft ergibt. Die gibt es als Besonderheit überhaupt nicht. Man kann zu denselben Resultaten auch von andern Motiven her kommen: von der Humanität oder von einer rein wirtschaftsrationalen Sachbesinnung her. Erst recht nicht wäre dann so etwas wie das „Reich Gottes" da; dazu gehört natürlich viel, viel mehr. Mit der Wirtschaft sind erst Bedingungen, ist ein äußerer Rahmen, sind Voraussetzungen materieller Art geschaffen, die durchaus nötig sind und von den intellektuellen Gesinnungsproblematikern unterschätzt werden. Dieser Rahmen bedarf dann der Erfüllung, zu der die Wirtschaftsethik nichts mehr zu sagen hat.

Ferner würde ein solcher Wirtschaftszustand eine Verwirklichung der christlichen Liebe bedeuten, soweit materielle Hilfe in Frage kommt. Das ist ein Minimum, aber unterschätzen wir das Minimum nicht! Lassen wir, weil das Maximum außerhalb unserer Kraft steht, nicht auch das Minimum liegen! So macht man es in der Tat heute; das ist das Elend der protestantischen Sozialethik. Ich wollte, wir hätten das Minimum schon!

Wie gesagt, Marrs Standpunkt ist nicht falsch, aber einseitig: er sublimiert die christliche Ethik, verweist sie in die Gesinnung und drängt sie damit aus der Welt hinaus. Aber in allem, was wir in der Welt tun, stehen wir in der Verantwortung vor Gott; er hat uns so geschaffen, daß wir wirtschaften müssen; er fordert, daß wir in Gehorsam gegen seinen Willen wirtschaften, und dazu brauchen wir Verstand, Macht, Technik, Organisation — sehr weltliche Dinge, an denen wir unser religiöses Gewissen nicht beschmutzen. Für die müde Resignation, die aus Marr spricht, habe ich schon gar kein Verständnis; denn endlich muß Gott doch Sieger bleiben!

3

Erich Foerster teilt mit Heinz Marr die Abneigung gegen das „sozialdemokratische Programm", das ich entworfen habe, wie überhaupt die Beiden sich sozialpolitisch wohl gut verstehen werden. Foersters Position konnte man kurz als die der „Eigengesetzlichkeit" bezeichnen. Die Ethik habe nur Ziele des Handelns aufzustellen; welche, wird nicht gesagt, wie ich überhaupt nicht recht daraus klug werde, was Foerster unter „Ethik" versteht, offenbar eine Ethik humanitären Charakters, mit der die Wirtschaft oft in Konflikt gerät. In die Wirtschaft selbst hat die Ethik nichts dreinzureden; in ihr entscheidet die „Erfahrung", wie man am besten wirtschaftet; also die Frage der Wirtschaftlichkeit. Da reden nur Sachverständige, nicht die Ethiker. Wie man das Ziel (der Ethik oder der Wirtschaftlichkeit?) erreicht, sei eine Frage der Zweckmäßigkeit; jedenfalls erreicht man es nicht durch sozialistische Wirtschaftspolitik, sondern durch die seit Jahrhunderten bewährte privatkapitalistische Tätigkeit, diese allerdings in ihren Auswüchsen beschnitten durch einen starken Staat. (Vgl. seine lesenswerte Schrift: „Sozialer Kapitalismus?" Tübingen 1924.) Dieser Standpunkt läßt die Schule Schmollers und Naumanns nicht verkennen, die allerdings ethische Grundsätze sehr stark auf die Wirtschaft angewandt hat; und Foersters Buch ist ja ein ähnliches Elaborat wie meines; er behandelt den Kapitalismus von ethischen Gesichtspunkten her, nur daß er zu andern Resultaten kommt.

Worauf übrigens Foerster Gewicht legt, ist durchaus richtig. Die Wirtschaftlichkeit der Wirtschaft ist oberstes Gebot, und zwar nicht ein wirtschaftliches, sondern ein ethisches Gebot, da sonst die Wirtschaft ihren Sinn verfehlt. Das ist eine Selbstverständlichkeit. Die Frage ist aber die, in welchem Verhältnis diese Autonomie der Wirtschaft zu den andern Autonomien, vor allem zur Ethik steht. Diese Frage suchte ich in meiner Schrift zu klären; aber gerade diesen Weg zum Ziel hat keiner der feindseligen Kritiker beachtet, sondern sie sprangen gleich zum Ende, zu den konkreten Punkten, an denen mir gar nicht so sehr viel liegt. Die Erfüllung der autonomen Forderung der Wirtschaft, nämlich die Wirtschaftlichkeit, ist Voraussetzung für alles ethische Handeln und damit ethisch gerechtfertigt; wobei die Höhe der Wirtschaftlichkeit und die auf sie sich gründende Höhe der materiellen Kultur durchaus problematisch bleibt. Aber auch der Weg zur Wirtschaftlichkeit fällt unter ethische Normen. Ich lehne es ab, daß da der Ethiker nichts dreinzureden habe. Lohn, Arbeitszeit, Arbeitsbedingungen, Betriebsorganisation, Intensität der Arbeit, kurz alles, wo Menschenschicksal in Frage steht, fällt unter das Urteil der Ethik. Voraussetzung ist nur, daß die Ethiker, die sich mit diesem Stoff beschäftigen, sachverständig seien. Darum, will die Kirche praktisch sozialethisch tätig sein, muß sie sachverständig sein, d. h. sie muß den Stoff, mit dem sie es zu tun hat, kennen. Entweder muß sie sich auf irgendeine Weise diese Sachverständigkeit erwerben oder stillschweigen.

Nun stehen Wirtschaftlichkeit und gewisse ethische Forderungen in der gegenwärtigen Wirtschaft immer im Widerstreit; muß aber dann die Schuld immer an der Ethik liegen? Kann sie nicht liegen an einer verkehrten Organisation der Wirtschaft? Es gibt eben nicht — wie Foerster anzunehmen scheint — nur einen Weg zur Wirtschaftlichkeit, sondern mehrere; darunter sind Umwege. Und ich glaube, daß, wo die Wirtschaftsethik — als Ausdruck des Sinnes der Wirtschaft — den Weg angibt, dieser der kürzeste ist. Ich glaube nicht, daß Ethik und Wirtschaftlichkeit sich widersprechen, sondern sich unterstützen; und da, wo sie es tun, ist die seinsollende Wirtschaft. Auf keinen Fall darf man zugeben, daß man die Wirtschaftlichkeit vorschützt, um sich von der Ethik zu drücken, wie es tausendmal unter Berufung auf die „Eigengesetzlichkeit" geschah. Mit der Berufung auf die Sachverständigkeit der Sachverständigen wird regelrecht Schindluder getrieben. Es gibt gar keine einheitliche Sachverständigkeit. In Wirklichkeit entscheiden sich die großen wirtschaftlichen Grundfragen nicht an der Sachlichkeit, sondern an der voreingenommenen, aus andern Gründen bejahten Stellungnahme; sie ist, außer bei Fragen rein technischer relativ belangloser Natur, entscheidend, nicht die Sachlichkeit.

Foerster hat nun aus sachlichen Gründen, die ich wohl verstehe, eine gewisse Vorliebe für die privatkapitalistische Wirtschaft. Aber ich frage: Ist sie denn wirklich so wirtschaftlich? Ich habe oben schon auf Einiges hingewiesen. Aber denken wir weiter an ihre verschwenderische Planlosigkeit, die wir uns auf die Dauer werden nicht mehr leisten können, an die mit ihr verbundenen Streikgefahren, an die heute notwendigen Erwerbslosenunterstützungen, an Inflation, Teuerung, an den Umstand, daß kürzlich in Ruhrort Kohlen nach China verladen und am selben Tag Kohlen aus Indien in Hamburg entladen wurden. Ist das die Wirtschaft, die sich so glänzend bewährt hat? Geht man heute nicht ohnedies dazu über, durch die Konzernbildung die Privatinitiative auszuschalten? Ist das allein „Realpolitik", wenn man im mangelhaft bewährten Geleise des Bisherigen bleibt, statt die Brüchigkeit und Fraglichkeit der gegenwärtigen Wirtschaft zu erkennen und sich auf andere Wege zu besinnen? Wege, die freilich immer nur unter Wahrung der Wirtschaftlichkeit beschritten werden können.

Aber daß über diese Wege nur die Wirtschaftssachverständigen zu entscheiden hätten, das kann ich niemals zugeben; denn darüber hat die Ethik ein gewichtiges Wort mitzusprechen; sie kann sogar — vielleicht — verlangen müssen, daß um ihrer Forderungen willen sich die Wirtschaft mit einem geringeren Grad von Wirtschaftlichkeit und damit mit einem geringeren Grad materieller Kultur begnügen müsse. Nein — es handelt sich da nicht um „Übergriffe" der Ethik, mit denen sie sich „blamiert", sondern die kirchlichen Ethiker haben sich blamiert, indem sie zu solchen „Übergriffen" nicht den Mut gehabt und nicht die Entschlossenheit, sich Sachverständnis zu erwerben, aufgebracht haben.

4

Heimann lebt geistig in einer andern Welt als Marr und Foerster. Trotzdem sind in sozialethischer Hinsicht die Unterschiede nicht diametral entgegengesetzt. Er zählt sich zum Kreis der „religiösen Sozialisten", die sich um Tillich und Mennicke scharen. Von daher läßt sich auch seine Position bestimmen. Seine Auseinandersetzung hat so nachdrücklich auf Tillichs „Grundlinien des religiösen Sozialismus" hingewiesen, daß ich gezwungen bin, auch darüber einige Worte zu sagen.

Religiöser Sozialismus ist diesem Kreise vorläufig noch ein Problem; er will es erst in zahlreichen Aussprachen und Veröffentlichungen klären und vorläufig nichts tun. Diese Einstellung ist bezeichnend; man ist immer sehr glücklich, wenn man „erlösende Formulierungen" gefunden hat; aber ob man auf diese Weise überhaupt zu einem Tun kommt, ist mir sehr fraglich; denn die Problematik dieser Dinge hat überhaupt kein Ende. Was da bis jetzt durch Problematik erarbeitet ist, bildet einen weitesten Rahmen, den ich in dieser seiner Weite und Allgemeinheit nicht anstehe zu bejahen. Das Heilige ist nicht ein nur Transzendentes, Überweltliches, hat überhaupt keine Sphäre neben andern Sphären, es ist wirklich in der Beziehung auf alle Kultursphären. Ziel des religiösen Sozialismus ist die sakrale Haltung zum Dasein unter Wahrung seiner Autonomie, also Wahrung der Autonomie der einzelnen Kulturgebiete und doch deren Weihe durch den auf das Unbedingte gerichteten „Eros". Das Verhältnis von Autonomie und Theonomie, von rationaler und sakraler Einstellung zu den Dingen ist das Problem, auch für die Wirtschaft. In der Tat ist dies das Grundproblem: Gewinnung eines im Metaphysischen verankerten Sinns für die Wirtschaft, Kundwerdung ihrer metaphysischen Bedeutung. — Welches sind nun die ethischen Konsequenzen? Naturgemäß gar keine; denn Voraussetzung ist die „theonome Geisteslage", und dazu kann man schlechterdings nichts tun, ihre Realisation ist Wunder. Erfolgt es, dann wird sich aus dieser Gesinnungshaltung von selbst das richtige Handeln ergeben. Dann würde Jeder von selbst sein Eigentum als „Lehen" betrachten, und eine rechtliche, eine äußere „Vergesellschaftung der Produktionsmittel" wäre dann nicht mehr notwendig, und vor dem Ereignis des Wunders wäre sie nicht einmal wünschenswert. Die relative Verwandtschaft mit Marr wird deutlich: Höchste Sublimierung des Ziels, das damit unerreichbar wird für menschliche Kräfte, und Gesinnungspflege, hier weniger durch „Predigt" als durch ausgiebige problematische Aussprachen.

So wenig wie Marrs Auffassung, ist auch diese falsch. Ich habe nur daran auszusetzen, daß hier nur religiöse Kulturphilosophie geboten wird, die trotz formaler Kompliziertheit und interessanter Begriffsbildung an dem Reichtum der Sachverhalte gemessen doch dürr und arm ist; sie nennt sich religiös-sozialistisch, ist aber weder christlich, noch sozialistisch. Für mich kann es sich nicht um das „Unbedingte", sondern nur um den Gott der Christenheit handeln — das Unbedingte hat weder Willen noch Liebe. Und das Verhältnis dieses Gottes zum Daseienden ist dann nicht das vage eines Unbedingten zum Bedingten, das sich in einer „Haltung" zu erschöpfen droht, wobei die Selbständigkeit der Religion unterzugehen Gefahr läuft, sondern das Verhältnis des Schöpfers zum Geschaffenen in der Doppelheit der Distanz und doch des Verbundenseins. Und darum ist für die christliche Einstellung die Wirtschaft eine in Gottes Schöpferwillen begründete, darum heilige, aber doch von Menschen gewirkte, darum rationale Tätigkeit. Von hier aus wird mein religiöser Sozialismus begründet, der als religiöser in Beziehung steht zum geoffenbarten Gott des Schöpferwillens und der Güte, und als Sozialismus vermittels der Wirtschaftsrationalität, die eine Besinnung auf den Sinn der Wirtschaft bedeutet, zu dem in der Geschichte wirklichen Sozialismus. Wir können einen religiösen Sozialismus nicht aus den Abstrakten konstruieren, sondern er wird für die geschichtliche Wirklichkeit nur fruchtbar sein, wenn er aus in der Geschichte wirksamen Kräften: dem Christentum und dem Sozialismus gewonnen wird. Der religiöse Sozialismus, zu dem Heimann sich rechnet, besitzt keine Verbindung zwischen Religion und Sozialismus. Dafür ist die Tätigkeit Mennickes bezeichnend; er leistet Beachtenswertes in sachlicher sozialpolitischer Arbeit, aber es gibt für ihn in Wirklichkeit keine Beziehung zwischen Christentum und Wirtschaft, wenigstens wagt er nicht, sie zu formulieren und vor seinen Zuhörern aus der Arbeiterschaft davon zu reden.

Und gerade um diese Beziehung ist es mir zu tun; um ein Handeln in der Wirtschaft unter dem richtenden Auge Gottes. Wie muß es dann beschaffen sein? Daß das eine Besinnung über den Inhalt der christlichen Gotteserfahrung braucht, schien mir klar. Was Heimann gegen die theologische Seite meiner Abhandlung sagt, kann man zur Not von einer Religionsphilosophie her verstehen, nicht aber von der wirklichen im Glauben bejahten christlichen Tatsachenwelt her; da fehlt, wie mir scheint, im ganzen Kreis dieser religiösen Sozialisten die konkrete Beziehung zur christlichen Tradition.

Daß ich bei meinem religiösen Sozialismus eine Rationalisierung der Wirtschaft und des Arbeitsprozesses fordere, kann Heimann nun nicht begreifen. Er „faßt sich an den Kopf". Aber vielleicht hätte er doch bei einigem Nachdenken den Zusammenhang von Religion und Rationalisierung entdeckt. Er sagt später selbst, daß wir um letztere nicht herumkommen werden, und weiß selbst, wie notwendig bei Erhaltung der Wirtschaftlichkeit der Wirtschaft die Rationalisierung ist. In dieser Bejahung der unausweichlichen Notwendigkeit als von der Situation aufgegebenen Forderung liegt das Religiöse. Weiter bedeutet Rationalisierung des Arbeitsprozesses nicht Taylorismus, Hetze, Ausmergelung des Arbeiters, sondern planmäßige Gestaltung der Arbeitsbedingungen, welche die Arbeit erleichtert, gleichzeitig intensiviert und damit verkürzt. Daß diese Dinge in der Verfolgung christlich-ethischer Forderungen, zu denen die Anerkennung der jeweiligen konkreten Situation als Aufgabe gehört, bis in die Wirtschaft hinein ihren Sinn haben, wird man nur leugnen können, wenn man Wirtschaftsethik um die Wirklichkeit herum macht; denn man kann in der Tat etwas tun, und man soll sich in ethischen Fragen nicht in die Gebiete flüchten, wo man nichts tun kann. Nur von diesen möglichen konkreten Zielen wollte ich in dem Vortrag sprechen, gerade weil die andern zu viel betont sind. Die Ziele, die in den Bereich des Geistig-Gesinnungshaften fallen, sind mir wohl bekannt; ich glaube allerdings, daß man auch da Einiges tun kann, freilich nicht das Entscheidende.

In diese letztere Sphäre gehört auch das Problem der Verwendung der arbeitsfreien Zeit; Heimann hat recht, wenn er auf seine Wichtigkeit aufmerksam macht; wie dort, so bin ich auch jetzt nicht in der Lage, genauer darauf einzugehen. Ich kann nur sagen, daß ich die Hinweise Heimanns in diesem Punkt durchaus anerkenne; jedenfalls muß hier, in der arbeitsfreien Zeit, das zu seinem Recht kommen, was im Arbeitsprozeß — leider — in der Regel nicht wird möglich sein: die Auswirkung der Persönlichkeit in Freiheit. Über das Verhältnis von Religion zum Arbeitsprozeß und zur Freizeit wäre viel zu sagen; jedenfalls dies, daß der Schwerpunkt der religiösen Entwicklung in der Regel außerhalb der Arbeitszeit liegen wird; das lehren die Tatsachen.

Die Bemerkung, daß Kirchengehen usw. zur Bourgeoisreligion gehören, finde ich höchst verständnislos und wirklichkeitsfremd. Jedenfalls wird sich die christlich-sakrale Haltung in erster Linie in der Beschäftigung mit den Objekten spezifisch religiöser Offenbarung einstellen: mit der Bibel, im Gebet, in Aussprache und Verkehr mit Menschen von dieser Art Haltung, auch im „Kirchengehen", nicht in schöngeistiger Beschäftigung, und daher erst ist eine Heiligung des Alltags und der Alltagsarbeit möglich. Aber dazu gehört Zeit, also auch Verkürzung der Arbeitszeit. Wer diese Zusammenhänge nicht sieht, jagt einfach Dingen nach, die jenseits dessen liegen, was uns von diesen Vorgängen bekannt ist.

5

Tillich hat einmal in einer Debatte das Wesen des Protestantismus als „Protest gegen die Konkretisierung des Unbedingten" bezeichnet. Das ist richtig für eine Seite des Protestantismus. Dehnt man aber das Wort auf die Ethik aus, dann bezeichnet es eine weitverbreitete Krankheit, von der keiner meiner drei Kritiker frei ist. Das Heilige wird so sublimiert und in eine andere Welt verflüchtigt, daß es für diese Welt nichts mehr zu sagen hat. Bei Marr wäre das Ergebnis müde, halbverzweifelte Resignation, bei Foerster die Lehre von der Eigengesetzlichkeit, die nicht hindert, in diesseitigen Angelegenheiten fröhlicher „Realpolitiker" zu sein, bei Heimann die Flucht vor konkreter Zielsetzung in Verantwortung vor Gott. Ich sage nicht, daß es bei den Dreien wirklich so wäre, sage aber, daß die Gefahr vorliegt. Als ich einst hörte, wie sozialistische Arbeiter der kirchlich-christlichen Frömmigkeit den Vorwurf machten, sie vertröste aufs Jenseits und schwäche damit die Energie diesseitiger Aktivität, so ist mir dies unvergeßlich in die Knochen gefahren. Die christliche Frömmigkeit hat das in der Tat verschuldet und verschuldet es heute noch, nicht aus bösem Willen, sondern weil sie aus richtiger Ehrfurcht vor dem heiligen Gott die Verbindung zwischen ihm und den ganz konkreten, nüchternen Tagesfragen nicht findet. Diese Verbindung, die der Sache nach doch vorhanden ist, auszusprechen und in konkrete Handlichkeit für unsere gegenwärtige Situation zu bringen, das ist die Aufgabe, die ich mir für die Wirtschaft gestellt habe und die ich mir noch dauernd stelle. Denn das letzte Wort ist da noch lange nicht gesprochen, wird wahrscheinlich nie gesprochen, weil die Problematik der Dinge, die für unser Denken sich in unauflöslichen Antinomien bewegt, kein Ende hat.

Zuletzt noch eine Frage: Warum in diesen Kritiken der unfreundliche, z. T. verächtliche Ton? Am meisten bei Marr, aber auch bei Heimann, der nahe die Grenze des Schulmeisterlichen streift. Man beachte doch, was ich im Vorwort der umstrittenen Schrift gesagt habe: „Vorliegendes ist erst ein Anfang, dessen Gewagtheit ich nicht verkenne. Ich hänge, was die Resultate

betrifft, durchaus nicht an Einzelheiten." Machen wir uns doch den Kampf um die gemeinsame Klärung einer großen Frage nicht seelisch schwer; der Kampf um die Sache vor dem Gewissen ist an sich schon hart genug. Mögen Andere doch andere Vorschläge machen, aber — bitte — positive, konkrete Vorschläge, die das Tun ermöglichen; und schieben wir Begriffe wie Eschatologie, Eigengesetzlichkeit und Gesinnung in die hintersten Winkel zurück, wo wirklich unser Forschen und Verstand zu Ende ist! Wir werden ohnehin recht bald nicht ohne sie auskommen.

Marburg Georg Wünsch

Evangelisch-Christliche Einheit

Treffen deutscher und französischer Protestanten in Homburg 7.—9. April 1926

Jeder, der sich der tiefen historischen Beziehungen bewußt ist, die zwischen der französischen Hugenottenkirche und dem deutschen Protestantismus bestehen, hat nur mit aufrichtigem Schmerz die Wendung der Dinge verfolgen können, die seit 1914 zu einem völligen Bruch zwischen dem deutschen und französischen Protestantismus geführt haben. Das Bewußtsein gemeinsamen religiösen Besitzes, der mit großer Heldenhaftigkeit in schweren Zeiten beiderseits der Grenzen verteidigt worden war, versank vor der Hochflut nationalen Geschehens, dessen Primat von beiden Seiten — natürlich mit innerer Berechtigung — behauptet wurde. Es bleibt immerhin die Frage, ob wir vor dem Evangelium das Recht haben in irgendeiner Notlage irdischer — wenn auch höchster irdischer — Güter die Gemeinschaft des Glaubens zu verleugnen, wie es diesseits und jenseits der Grenzen geschehen ist. Jedenfalls erscheint es uns heute, nachdem die Stockholmer Weltkonferenz tagte, nachdem im Kreis der Weltbundarbeit für Freundschaft der Kirchen neue Berührungen offizieller — wenn schon nicht immer erfreulicher — Art zwischen französischen und deutschen Protestanten stattgefunden haben, als ein nicht mehr tragbarer Zustand, daß die offiziellen kirchlichen Stellen in beiden Ländern die Beziehungen zu einander noch nicht aufgenommen haben. Gewiß liegen ungeheure Schwierigkeiten vor. Aber das „Unmöglich" entstammt einer inneren Einstellung, die wesentlich unterchristlich ist. Das muß einmal mit aller Schärfe gesagt werden. Solange wir einer neuen Zusammenarbeit Bedingung über Bedingung stellen, werden wir keinen Schritt vorwärts tun können. Dagegen müssen wir erleben, daß die Politiker und Diplomaten schneller und besser zu einander kommen als die Christen! Das Beschämende dieser Tatsache liegt vor Aller Augen.

Wir kommen gegenseitig nicht weiter, solange nicht das Mißtrauen behoben wird, das hüben und drüben die Gemüter beherrscht. Jedes sachliche Wahrheitssuchen wird vergiftet von diesem Mißtrauen und welkt an ihm dahin. Soll es anders werden — und es muß anders werden —, dann müssen die Herde dieses Mißtrauens erreicht und von innen her zerstört werden. Dies kann ohne Einbuße an gegenseitiger Wahrhaftigkeit lediglich auf dem Boden des Neuen Testaments erfolgen. Christus muß zwischen uns stehen, nicht als der Trennende, sondern als das, was er immer ist: der Verbindende. Menschen von gutem Willen werden durch ihn Glaubende, d. h. Vertrauende. Wo das Christusvertrauen herrscht, da muß der christliche Bruder den anderen finden: in einer geistigen Region freilich, die weit entfernt scheint von allen politischen und nationalen Gegensätzen, es in Wirklichkeit aber nicht ist. Denn der tätige Glaube, wo er gelebt wird und nicht nur fromme Phrase ist, wird alle diese schweren Gegensätze in sein Licht ziehen und zu klären suchen. Sie sind ihm notwendiger Stoff seines Bewährens und Wachsens. Solches Vertrauen schaffen wir aber niemals theoretisch durch Schrift und Wort, sondern nur persönlich von Mensch zu Mensch. Schaffen wir darum Gelegenheiten zu persönlicher intensiver religiöser Begegnung zwischen französischen und deutschen Protestanten! Das ist das Stück schlichter Arbeit, — das wir zu leisten haben. Gott gibt das Andere: jenes Öffnen der Herzen, jenen Glaubensblick, der die Silberader in der Seele des Anderen erkennt. Mehr bedarf es zur Stunde nicht. Alles Weitere wird folgen zu seiner Zeit.

Der Weg, den daher seit 1920 Pastor J. Rambaud im Verein mit Dr. Preger (Cassel) und Dr. Schmidt (Herrnhut) geht, mit seiner Bewegung für „Evangelische Christliche Einheit", ist der richtige. Davon wird uns Niemand abbringen können, der die Berechtigung dieser Arbeit heute noch nicht sieht oder nur über sie theoretisiert, ohne je eine Tagung, ein solches Treffen zwischen Franzosen und Deutschen miterlebt zu haben. Das ist uns dieses Mal in Homburg zur inneren Gewißheit geworden: Wo man gelernt hat, zuchtvoll gelernt hat, sich in christlichem Vertrauen zu begegnen — es ist nicht so leicht, wie es sich hinschreibt —, wo man gelernt hat, an einander zu glauben, wird ein neuer Geist herrschen, in dem man auch an die Auseinandersetzung über nationale Gegensätze wird gehen können. Dieser Augenblick wird kommen. Heute noch nicht. Wenn wir stark genug geworden sind — einander auch als Franzosen und als Deutsche zu tragen.

Die Bewegung „derer um Rambaud" zählt heute, nachdem sie in den vergangenen Jahren schwere Zeiten durchgemacht hat, über 600 Mitglieder; etwa 450 deutsche und 150 französische. Sie ist in zwei von einander unabhängigen Zweigen gruppiert, die sich bei den Jahresversammlungen (abwechselnd auf deutschem und französischem Boden) treffen. Der Vorsitzende des deutschen Zweiges ist Bischof D. Jensen-Herrnhut, der der französischen Pastor Bianquis-Paris. Die lebendige „Brücke" zwischen beiden Zweigen Pastor Rambaud. Er dient der Verständigungsarbeit mit starken persönlichen Opfern in uneigennützigster Weise. Wer Auskunft haben will über Einzelheiten, wende sich an ihn (Gonzenheim im Taunus, Taunusstraße).

In Homburg gruppierten sich die Besprechungen um den „Katholizismus" in beiden Ländern und die praktische Auseinandersetzung mit ihm. Professor Monnier von Paris berichtete über den französischen Katholizismus, in dem sich eine ähnliche Aktivität zeigt wie im deutschen. Auch hier läßt sich beobachten, wie sich — im Kampf gegen das Freidenkertum — eine intellektuelle katholische Bewegung Einfluß zu verschaffen sucht auf allen Gebieten des geistigen Lebens, in den philosophischen Fakultäten der Universitäten so gut wie in allen Zweigen künstlerischen Schaffens, in der positiven Förderung einer christlichen Theaterbewegung und in der Presse (Elsaß: 15 katholische Zeitungen). Der Katholizismus beweist seine lebendige Kraft in der Abwehrarbeit von Schund- und Schmutzliteratur und im Kampf gegen den Alkohol (goldenes Kreuz!). Eine Kirche, die weiterhin durch ihre Missionsarbeit eine besonders hervorragende Stelle unter den katholischen Völkern einnimmt, zeigt hierdurch ihre religiöse Kraft und Lebendigkeit. Erschütternd war, was man über die Lebensverhältnisse des niederen Klerus zu hören bekam, mit welchen Hungerlöhnen die Priester sich zufrieden geben müssen und mit welchem Heroismus sie ihre schwere Lage tragen. Die starken Möglichkeiten ihres Einflusses auf das Volk sah der Redner darin, daß sie selbst Männer des Volks sind. Obwohl man sagen kann, daß der Katholizismus auch in Frankreich im Fortschreiten ist, muß man erkennen, daß sein Einfluß auf dem Lande und bei den Arbeitern abnimmt. Die verschiedenen Bestrebungen nach sozialen, sportlichen Vereinigungen werden übertroffen von der Hauptbewegung zur Stärkung des katholischen Einflusses: der Fédération nationale catholique, die mit großen Mitteln arbeitet, vielfach bei ihren Festen erhebliche Volksmengen durch ihre Organisationsgabe mobil macht, ohne doch eigentlich eine Volksbewegung zu sein (hielt in Reims in einem Jahre 200 Vorträge, verteilte 60 000 Traktate und 9000 Plakate). Die französische

Konfessionsstatistik verändert sich sehr stark zu Gunsten der protestantischen Minderheit (etwa 1 Million), wenn man hört, daß unter den 38 Millionen Franzosen nur etwa 8—10 Millionen als ausübende Katholiken bezeichnet werden können. Schwer lastet auf dem französischen Katholizismus der Mangel an Priestern (Paris: 6 Priester auf 100 000 Seelen!).

Über die praktische Einstellung der französischen Protestanten hörten wir interessante Einzelheiten durch Pastor Morel aus Liévain (Nordfrankreich), der von seiner entsagungsreichen Evangelisationsarbeit im nördlichen Kohlengebiet berichtete. Die Einstellung des französischen Protestantismus dem Katholizismus gegenüber hat sich grundlegend geändert. Auch er muß heute die religiöse Kraft des Katholizismus anerkennen, wenn auch die Praxis der Volksreligion vielfach unterchristlich ist. Aber mit der alten Kampfparole Rom gegenüber kommt man nicht mehr aus. Im Sinne einer weitherzigen und von starker religiöser Begeisterung getragenen Volksmissionsbewegung sucht der Protestantismus das Evangelium in das katholische oder religiös indifferente Volk zu tragen. Wo etwa die Zugänglichkeit des industriellen Unternehmertums oder die schlechte Praxis der katholischen Kirche Wege öffnen, suchen die Protestanten sie zu gehen; sie sind häufig mühselig. Die seit 1847 in Frankreich arbeitende Société Centrale Evangélique ist durch Vereinigung mit verschiedenen kleineren Unternehmungen ähnlichen Charakters zu einem außerordentlich wirksamen Zentrum für den Missionierungswillen des französischen Protestantismus geworden. 93 selbständige Gemeinden haben sich im Laufe der Jahre aus kleinsten Anfängen entwickelt und von der Evangelisationszentrale losgelöst.

Von deutscher Seite berichtete in einem Referat Professor Hermelink über den Stand der „katholischen Bewegung" in Deutschland *). In Ergänzung seiner Ausführungen wurde auf die Bedeutung der katholischen Weltanschauungsprofessuren in Deutschland hingewiesen, auf den starken Einfluß, den die jüngste Kunstentwicklung in Verbindung mit der katholischen Kirche gezeitigt habe und auf die Schwierigkeiten der katholischen Arbeiterbewegung. Wenn Hermelink als protestantische Gegenbewegung eine „radikal gegensätzliche Selbstbesinnung auf das eigentümliche protestantische Wesen" verlangte, so wurde von dem Schreiber dieser Zeilen die Berechtigung einer solchen Bewegung nur dann anerkannt, wenn sie sich von kulturkämpferischen Absichten fern halte und gleichzeitig innerhalb der evangelischen Kirche solchen Bewegungen Entfaltungsmöglichkeiten gegeben werden, die hochkirchlich und ökumenisch arbeiten wollen. Dadurch wird es gelingen, der katholischen Propaganda wirksam zu begegnen und viele „katholisierende" Kreise bei der evangelischen Kirche festzuhalten. Dies scheint wirklich positive und produktive Abwehr zu sein. Unter keinen Umständen darf die protestantische Gegenbewegung allein in den Bahnen verlaufen, die der „Evangelische Bund" einschlägt —, obwohl seine Arbeit dem Ultramontanismus gegenüber notwendig ist.

Über den „Evangelischen Bund" und seine Bestrebungen berichtete D. Waitz aus Darmstadt, der entgegen der Auffassung von Hermelink glaubt, daß der katholische Aktivismus noch längst nicht seinen Höhepunkt erreicht habe. Die schöne Arbeit des „Gustav Adolf-Vereins" wußte D. Kübel von Frankfurt a. M. sachlich und klar darzustellen unter starker Hervorhebung der Schwierigkeiten, die dem deutschen Protestantismus in Polen heute erwachsen. Dies veranlaßte Pastor Jécéquel aus Paris zu einer interessanten Debatterede, in der er ausführte, die französischen Protestanten stünden dieser deutschen Not durchaus nicht teilnahmslos gegenüber, man habe jetzt in Frankreich erkannt, daß das Minoritätenproblem eine „höllische Frage" (une question infernale) sei. Es ist das erste Mal, daß wir aus französischem Munde diese Kritik an dem Versailler Friedenswerk hören, dem ja die Schaffung dieser Minderheiten zu danken ist. Sie ist uns daher außerordentlich wertvoll und verdient weitergetragen zu werden *).

Über das kleine, aber von echt evangelisch-ökumenischem Geist erfüllte Werk der „Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums unter den Katholiken" berichtete Pfarrer Lange von Frankfurt a. M. Es war deutlich zu spüren, wie gerade diese Arbeit besonderen Eindruck auf die französischen Freunde machte.

Der gegenseitigen religiösen Berührung, dem Herausstellen der wirklich vorhandenen Gemeinschaft am Evangelium dienten die beiden Eröffnungsreden Bischof D. Jensens (Herrnhut) und Pastor André Monods (Paris) sowie die täglichen Morgenandachten. Reiche persönliche Aussprache ergaben die Nachmittagsgänge in die Frühlingsnatur. Die inhaltreichen Tage wurden beschlossen durch eine gemeinsame Abendmahlsfeier, die wohl allen Teilnehmern unvergeßlich sein wird.

Frankfurt a. M. René H Wallau

*) Da unsre Leser seine Anschauungen kennen, verzichten wir auf Wiedergabe. D H

Der Weltbund für internationale Freundschaftsarbeit der Kirchen in Frankfurt a. M.

1

Vom 26. bis 29. April hielt der Deutsche Zweig des „Weltbundes für internationale Freundschaftsarbeit der Kirchen" in Frankfurt a. M. seine Jahresversammlung ab. Voraus ging 6. bis 9. April in Homburg v. d. H. eine Tagung der „Freunde der evangelisch-christlichen Einheit", am 9. und 10. in Halle eine Tagung des „Versöhnungsbundes" (auch des Deutschen Zweiges; der Gesamtverein hält seine conference 13.—20. August in Oberammergau). Wenn diese Nummer erscheint, ist in Saarbrücken der „Evangelisch-Soziale Kongreß" versammelt. Alle diese vier Vereinigungen sind sich innerlich nahe verwandt, durch Personalunion viel verbunden. Sie in Eins zu verschmelzen wäre doch nicht angängig; sie haben eine jede ihre Eigenart und Eigenaufgabe, darum auch, recht gehandhabt, ihre besondre Stoßkraft. Die Evangelisch-christlichen Einheits-Freunde des Herrn Rambaud sind rein religiös-kirchlich gestimmt, halten jede politische Absicht oder Erörterung aus ihrem Kreise fern: genug, daß evangelische Christen französischer und deutscher Nation persönlich sich finden aus ihrem Christentum heraus um des Christentums willen. Die vom Versöhnungsbund sind radikale Kriegsgegner aus christlichem Gewissensernst heraus, im Gehorsam der Bergpredigt jeder Gewalt absagend bis zur Dienstverweigerung, die aber doch Gegenstand der Diskussion bleibt. Der Evangelisch-Soziale Kongreß ist eine Stätte der Aussprache für alle wissenschaftlichen und praktischen Probleme der sozialen Sphäre, sofern sie irgend die Christenheit angehen und mit dem Evangelium sich berühren, ohne die Absicht, selber in die Praxis einzugreifen, ein Kampfplatz verwandter Geister, die um das gemeinsame Ziel einer christlichen Welt ringen. In der Regel hat er keinerlei Beschlüsse gefaßt, aber eine Menge geistigen Materials erarbeitet — nun seit 36 Jahren —, das nur besser genützt sein sollte. Und endlich der „Weltbund für internationale Freundschaftsarbeit der Kirchen": er be-

*) Der französische Redner war es auch, der die deutschen Freunde auf die Arbeit des Weltbundes in Polen hinweisen mußte, die man in den Referaten nicht erwähnt hatte. Demgegenüber betonte ich, daß man sich in Frankreich daran gewöhnen müsse, das deutsche Wort über die Zustände in Polen ebenso ernst zu nehmen wie das polnische, und daß die Nachprüfung solcher Verhältnisse an Ort und Stelle auch für das christliche Ausland eine Forderung christlicher Liebe sei.

zeugt ja deutlich genug durch seinen Namen seine Spezialität.

Ich werde in diesem Bericht den Frankfurter Verhandlungen nur unter dem Gesichtspunkte nachgehn, inwieweit der Weltbund seiner besonderen Aufgabe mit seinem besonderen Charisma durch sie gedient hat.

Vorausgeschickt sei doch, daß der äußere Erfolg der Tagung ein höchst erfreulicher war. Alles war wohl bereitet; freundliche Räume nahmen uns gastlich auf und füllten sich bis auf den letzten Platz. Männer, merkwürdig wenig Frauen. Sehr besucht waren auch die Abendversammlungen und der Gottesdienst (Prediger Pfarrer Manz).

Die ordentliche Mitgliederversammlung wählte D. Spiecker und D. Siegmund-Schultze neuerdings zum Vorsitzenden und zum Schriftführer — nach den vorhergegangenen Kontroversen über Stockholm immerhin eine Begebenheit von beachtlicher Tragweite.

2

Das Programm war übergroß. 1. „Die soziale Erneuerung der Menschheit als Aufgabe des Christentums." 2. „Die Stellung des Christentums zur Friedensfrage." 3. „Die Stellung des Christentums zur Einigung der Kirchen in besonderer Berücksichtigung der Probleme von Glaube und Verfassung." Sehen wir von der überheblichen Fassung des ersten Themas ab, die natürlich mehr auf einem Schreibfehler als auf einem Gesinnungsfehler beruht, so besagt das Programm in Kürze: „Christentum und 1. die soziale Frage, 2. die Friedensfrage, 3. faith and order." Übergroß.

Nr. 1 hätte man getrost dem Evangelisch-Sozialen Kongreß überlassen können. Ganz in dessen Geiste sprach denn auch sein stellvertretender Vorsitzender Titius mit seiner immer packenden Beredsamkeit das erste Wort. Die Bibel hat es weder mit Kapitalismus noch mit Sozialismus zu tun. Seelen gewinnen! Aber nicht isoliert. Die Welt ist Gottes, und wir haben den Beruf, auf Grund einer ewigen Ordnung an die Dinge der Wirklichkeit mit unsrer Arbeit heranzugehn. Europa geht zu Grunde, wenn wir nicht in Kraft gemeinsamer religiöser Überzeugung Vertrauen und Verständigung schaffen.

Titius mußte man hören, Keller muß man lesen. Er stand ganz auf der Plattform des Weltbundes, wenn er mit überwältigender Fülle der Tatsachen beschrieb, wie die zwangbefreiten Kirchen ganz anders als zuvor ihren Beitrag zur sozialen Wohlfahrt bringen, bringen können und sollen *).

Nr. 3 war von aktuellem Interesse. Der berufenste Vertreter von faith and order in Deutschland, Professor D. Lang in Halle, entrollte vor uns das Wesen dieser Organisation **). „Glaube und Verfassung". Im Vordergrunde das Verlangen nach einem gemeinsamen Bekenntnis. Auch schon der Versuch einer Formulierung vorhanden. Nun braucht man in Deutschland das Wörtlein „Bekenntnis" nur auszusprechen, und ein Erzittern geht durch alle kirchlichen Kreise, vom liberalsten Individualisten bis zur höchsten kirchenbehördlichen Spitze. Daher denn auch für unsre Vertretung, den Deutschen Evangelischen Kirchenausschuß, eine fast unüberwindliche Schwierigkeit, an faith and order sich zu beteiligen, in specie den Kongreß von Lausanne im nächsten Jahre zu beschicken. Obendrein zu dem „Bekenntnis" noch der „Bischof" — mit Sukzession! So gab es Ursache, die Situation herüber und hinüber zu bedenken. Ich bin der Idee nach mit Lang für die Losung und wünsche mit Langs nicht beschlossenem Antrag, daß unsre deutsche Kirchenvertretung einen Weg finde, sich an dem Konzil von Lausanne zu beteiligen.

*) Die ganzen Verhandlungen wird das Juniheft der „Eiche" wiedergeben.

**) Vgl. Wallau in CW 1925 Nr. 29/30 und 31/32.

3

In der Mitte nun Nr. 2: Christentum und Völkerfriede. Hier war man schon in der Formulierung zaghaft und bescheiden. Hier gabs nur eine Frage des Friedens. Und hier, meine ich, dürfte ein „Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen" schon ein wenig fester zufassen. „Christentum und Friedensziel" z. B. Aber freilich müßten dann auch die Führenden führen.

Das taten sie nicht. Sie ließen einfach Für und Wider reden. Das haben wir schon oft gehabt. Man vermißte die klare Linie, wie nun gerade die Kirchen durch ihre Freundschaft es dahin bringen sollen, auf Krieg und Frieden in der Welt Einfluß zu üben. Daß die Kirchen, daß die Christen dazu den Beruf haben, kam wenigstens in den Andachten der drei Tage zu unmißverständlichem Ausdruck. Aber in den Verhandlungen verlor sich die Klarheit und Festigkeit des Ziels. Es blieb der Eindruck der vorhandenen Schwierigkeit und Meinungsverschiedenheit dem Bekenntnis zum gleichen Ziel überlegen. Immerhin, ein Fortschritt war doch da. Man ist sich von beiden Seiten näher gekommen: die Gewissensstellung dort und die Gewissensstellung hier haben innigere Fühlung. Und es ist die Zeit da, wo beide Teile sich zu gründlichem, nachhaltigem Austausch zusammensetzen sollen, für ein paar Tage, und vielleicht nach einiger Zeit wieder, um sich zu verständigen. Dieser „Weltbund für Freundschaftsarbeit" wäre wohl vor anderen Instanzen geschickt, eine solche Arbeitstagung zustande zu bringen. Oder das kommende sozialethische Institut von Stockholm? Jedenfalls ein solcher kurzer Vormittag wie in Frankfurt genügt nicht. Er hat uns zu viel doch wieder spüren lassen, daß die Friedensfrage in unserm eigensten Kreise noch eine Streitfrage ist, statt eine Zielfrage. Vornehmlich (um das zu wiederholen) weil die Führer des Weltbunds schwiegen.

Beide Redner sprachen sehr fesselnd. Man hörte ihnen fast atemlos zu. Kappus ließ die ganze Problemstellung, wie sie heute unsre Gemüter beschäftigt, voll zur Geltung kommen. Nur ein Wort aus der Mitte des Vortrags:

Zu den Mitteln, dem Bösen zu wehren, können in der Gegenwart noch immer Granaten und Bomben gehören. ...

Solange ein Volk mit solchen Dingen bedroht ist, hat es Recht und Pflicht, die Seinen mit gleichen Mitteln zu schützen. Der Christ kann dann den Krieg in Gottes Willen aufnehmen.

Und die Schlußgedanken:

1. Christen wünschen den Frieden, auch wenn sie im Schützengraben ihre Pflicht tun. Ein Christ kann nicht um Krieg beten.

2. Christen glauben an den Frieden. Bei Gott ist kein Ding unmöglich. Gott ist am Werk. Liebe, die stark genug war, den Sohn ans Kreuz zu geben. ...

3. Christen wirken für den Frieden. Sie säen, pflanzen. Andres kann das Christentum für den Frieden nicht tun. Doch schaffen neue Menschen eine neue Welt. ...

Das Allermeiste gut und recht. Aber es blieb letztlich doch bei dem Einerseits-Anderseits, Zwar-Aber, Ja-Nein all unsrer bisherigen Diskussion. Daraus möchte man heraus.

Kein Zweifel, daß Foerster darüber hinaus wollte. Er bot uns Einen zwingenden Gedankengang; am Ende, wunderschön, die Satzung des Weltbundes. Wörtlich, wie folgt:

Das höchste (?) Interesse eines Volkes ist der Ausgleich seiner Interessen mit denen der andern Völker.

Der Glaube an die Möglichkeit solchen Ausgleichs ist der christliche Vorsehungsglaube in verkürzter Gestalt, angewandt auf das Völkerleben.

Der Beruf der christlichen Kirchen, zum christlichen Glauben zu erziehen, schließt die Verpflichtung in sich, auch diesen Glauben zu pflegen.

Diese Aufgabe darf nicht erst in dem Augenblick ergriffen werden, da Interessen in Konflikt geraten. Sie erfordert vielmehr dauernde und vorbeugende Beeinflussung der Völker, um diesen Glauben und damit die Willigkeit zum Ausgleich zu stärken.

Dazu gehört vor allem die Verbreitung des Verständnisses für die Lebensinteressen der andern Völker, das Drängen auf Bescheiden der eignen Interessen und der Kampf gegen deren Überspannung, sowie die Durchwärmung der Beziehungen zwischen den Völkern.

Dazu gehört weiter die Arbeit an den Ausgleichsmethoden, das Drängen auf Ersatz des diplomatischen Notenwechsels durch mündliche Verhandlung Auge in Auge vor der Öffentlichkeit (Völkerbund).

Punkt 1 des Programms des Weltbundes verdient, kanonische Regel für die Arbeit der christlichen Kirchen und der ganzen Welt zu werden: „Da die Versöhnungs- und Freundschaftsarbeit eine wesentlich christliche Aufgabe ist, ist es geboten, daß die Kirchen in allen Ländern ihren Einfluß auf die Völker, Volksvertretungen und Regierungen benutzen, um gute und freundschaftliche Beziehungen zwischen den Nationen herzustellen, so daß sie auf dem Wege friedlicher Durchdringung den Zustand allgemeinen gegenseitigen Vertrauens erreichen, den zu erstreben das Christentum die Menschheit gelehrt hat."

Gott gibt keine Bürgschaft, daß solche Arbeit Erfolg hat, er erwartet aber von uns, daß wir unsere Pflicht tun.

Das Wort „höchste" im ersten Satz habe ich mit einem Fragezeichen versehn; der Superlativ kann nur ganz relativ gemeint sein, das wird Foerster gern zugestehn. Alles Übrige, ganz im Sinne des Weltbundes: wir könnten es nicht besser sagen.

Wenn nur nicht die diesem Schlußabschnitt voranstehenden Sätze eine Menge von Fußangeln enthalten hätten, in denen der freundwillige Hörer sich schmerzhaft fing! Und Niemand wird sagen können, ob der Beifall, mit dem von allen Rednern allein Foerster entlassen wurde, mehr dem eben wiedergegebenen Schlußpassus — oder der Beruhigung galt, daß man es als Christ bei der Friedensforderung doch nicht mit einem kategorischen Gebot zu tun habe. Daß dies nämlich nicht der Fall sei, war der Inhalt des ganzen zweiten Teils. (1. Teil: Die Frage. 2. Die Antwort. 3. Die Anwendung *).

Ich kann nur Einiges andeuten. Gleich der Anfang:

Ethische Unterweisung richtet sich nur an Menschen. Ob leblose Wesen und Dämonen oder Engel etwas sollen, darüber kann der menschliche Lehrer der Ethik nichts aussagen.

Völker und Staaten sind keine Menschen. Die Anwendung des Begriffs Persönlichkeit auf sie will sie nicht menschlichen Einzelwesen gleichstellen, sondern nur die Irrationalität ihres Wesens bezeichnen. Vielmehr sind Völker (Staaten) parallele Willensbestimmtheiten einer Vielheit von Individuen (Definition von Friedrich Wieser). Der radikale Verzicht auf das unkritische Spekulieren darüber, was Völker (Staaten) dürfen und sollen, bildet die unerläßliche Voraussetzung für eine fruchtbare Diskussion. [Sperrung von uns.]

Wenn das nicht eine petitio principii in reinster Form ist! Ich kann dazu nur sagen: Principiis obsta. Die Hauptstreitfrage, ob und inwiefern Völker, Staatenvölker, Völkerindividuen, Subjekt einer individuellen Ethik sein können, dürfen und sollen, wird vor Beginn der Diskussion ihr entzogen. Unter Verwertung einer für uns ganz unmöglichen Definition des Volks oder Staats. Schon die Gleichsetzung von „Volk" und „Staat" befremdet uns. Wenn nur vom Staat die Rede wäre, würden wir seine Einreihung in die Linie: leblose Wesen, Dämonen, Engel, nicht-Menschen — noch begreifen. Sowie aber der Staat mit dem Volke, dem Staatsvolke, der Nation identifiziert wird (wogegen ich unter gewissen Vorbehalten und Vorsichtsmaßregeln nichts habe), ist uns diese Einreihung unverständlich. Gerade die nationalistische Welle, die alle Völker und Staaten Europas längst so entscheidend erfaßt hat, die heute auch Asien und Afrika und Australien überflutet, von Amerika zu schweigen, nähert die Staatsvölker in ihrem lebendigen Dasein beinahe unheimlich dem Individuum Mensch. Man darf darauf Schlüsse bauen, Befürchtungen und Hoffnungen. Man darf und muß damit in der Sozialethik rechnen. Man hat zu näherem Studium dieser Tatsache die Soziologie. Wenn jemand heute sagen würde: „Der Staat ist ein corpus mysticum wie die Kirche" — ich würde das verstehen. Und nun soll ich meinen christlich-ethischen Erwägungen den „radikalen" Begriff vom Staat zu Grunde legen, daß er nichts weiter sei als: „parallele Willensbestimmung einer Vielheit von Individuen".

*) Foersters Sätze, nur wenig im Vortrag erweitert, wurden noch in der Sitzung gedruckt verteilt. Wer sie rasch haben will, lasse sich Nr. 18 der Frankfurter „Gemeinde" kommen. Geschäftsstelle: Pfarrer Pauly, Günthersburgallee 94. Frei 25 Pfg.

Diesen atomisierenden Staats- und Volksbegriff hat Foerster von Friedrich Wieser. Dessen dickes Buch „Das Gesetz der Macht" (Wien, Julius Springer 1926. 562 S. Geb. 27 M.) liegt vor mir. Ich freue mich auf die Lektüre. Denn es muß etwas Faszinierendes haben. Sonst hätte Foerster vor ihm nicht kapituliert. Denn diesen Staatsbegriff hat er doch früher nicht gehabt.

Und von Wieser hat er, wie der Freund mir sagte, auch seinen Begriff der Macht. Im zweiten Abschnitt sagt Foerster gelegentlich:

Das Mittel zur Erfüllung der Pflicht der Nächstenliebe ist die dem Menschen verliehene körperliche und geistige Kraft, die durch die Wirkung des Erfolges auf das Gemüt zur Macht wird. Es ist deshalb für einen Christen eine unerträgliche und gottlose Rede, daß die Macht an sich böse sei (Jakob Burckhardt, dem Troeltsch das nachgesprochen hat). [Sperrung von mir.]

Macht = körperliche und geistige Kraft, die durch die Wirkung des Erfolges auf das Gemüt zur Macht wird! Was soll das Gemüt im Begriff der Macht? Ich bin ja einverstanden damit, daß man Macht von Gewalt scheidet. Das muß man sogar. Aber von Gewalt redet Foerster nicht. Und wenn man nicht von ihr redet, steckt die Gewalt mit in der Macht. Macht ist unermeßlich viel in der Welt, ohne daß „das Gemüt" sie spürt oder alsbald davon getroffen wird. Sie ist etwas ganz Objektives, ja zuweilen von einer entsetzlich brutalen Objektivität. Aber Macht ist nicht böse. Foerster hat ganz recht, wenn er fortfährt:

Ohne Macht könnten wir zwar nichts Böses tun, aber auch nichts Gutes, nämlich überhaupt nichts. Die Macht leugnen hieße Gott tadeln, daß er den Menschen handelnd gewollt hat, daß nach dem klaren Befehl des Evangeliums die Nächstenliebe aus Gefühlen zu Taten werden soll.

Völlig einverstanden. Ich glaube auch nicht, daß Jakob Burckhardt und Troeltsch andrer Meinung sind. Foerster ist so gut und sagt uns die Stellen, die er meint: niemals habe ich davon auch nur geträumt, daß Macht an sich böse sei. Gott ist Macht. Aber sie ist ein Gut, das gepflegt sein will. Sie wird, ungehegt, leicht zum Dämon, der verdirbt und verzehrt. Und es gibt mancherlei Macht. Sogar — „die Macht der Ohnmacht" (2. Kor. 12, 9). Aber die feste Überzeugung habe ich: Wenn wir um die Friedensfrage bemühten Theologen oder Christen uns einmal in Ruhe zusammensetzen — über den Begriff und Wert der Macht werden wir uns mit am leichtesten einigen. Wieser lehne ich einstweilen ab.

Viel tiefer führt und viel schwerer zu schlichten ist unser Zwiespalt in Sachen des Nächstenbegriffs und der Nächstenliebe. Darüber habe ich in letzter Zeit wiederholt öffentlich gesprochen und werde an meinem Orte darüber schreiben. Aber ich weiß vorläufig nicht, wie ich mit Foerster darüber einig werden soll. Monieren muß ich nur an seinen neulichen Sätzen, daß er für den Gedanken der Feindesliebe keinen Raum gelassen hat. Er kommt nicht vor. In einer Erörterung über Krieg und Frieden!

Diese Meinungsverschiedenheit über die Nächstenliebe ist schwer zu tragen; wir müssen Geduld miteinander haben.

Die Nächstenliebe (nicht die Förderung des Friedens) ist für Foerster kategorisches Gebot, unbedingte, von Voraussetzungen unabhängige Pflicht. Genauer: „die sich der göttlichen Ordnung unterwerfende Nächstenliebe." Es liegt hier alles an dem Verständnis der „göttlichen Ordnung". So kann denn Foerster alsbald folgern:

Weil dies Gebot kategorisch ist, fordert es unter Umständen auch den Gebrauch der verliehenen Macht zu gewaltsamem Zwang und Abwehr, deren eine Form der Krieg ist. [Sperrungen von mir.]

Und damit wären ja nun alle befriedigt, die auf eine christlich-theologische Rechtfertigung des Krieges warten. Nichts hindert, Teil 3 und 2 zu vertauschen. Dann klingt das Ganze antipazifistisch aus. Wir sind doch immer noch drin im Einerseits-Anderseits, Ja-Aber.

Ach, ad vocem „Pazifismus". Einmal sagt Foerster:

Der Pazifismus gehört so sehr zum Christentum, daß es ein Unrecht ist, wenn eine Gruppe vor andern den Namen der Pazifisten für sich in Anspruch nimmt.

Es ist mir nicht bekannt, daß jemals eine Kirche oder eine kirchlich-christliche Gruppe auf den Titel „Pazifisten" eifersüchtig gewesen wäre. Nur schüchtern ist dann und wann ein „christlicher Pazifismus" von Einzelnen proklamiert worden. (Ich denke an Deutschland.) Der Name gehört den Anderen. Und in unsrer deutschen Kirche, in den herrschenden Kreisen wird er mehr als Schelt- und Fluchwort geführt, denn als selbstbegehrter Ehrentitel.

Aber diese eben angeführten Worte sind dennoch wertvoll. Sie stellen Foersters Sinn und Absicht wider allen Zweifel und Mißverstand klar vor uns hin. Foerster hat seine Rede niedergeschrieben und drucken lassen als Pazifist. Und wie ich es schon als einen willkommenen Gewinn gebucht habe, als ich erfuhr, daß er bei dieser Tagung diesen Vortrag übernommen habe, so bleibt es ein Fortschritt in der christlichen Friedensbewegung, daß er diesen Vortrag an dieser Stelle gehalten hat. Und es ist nicht zufällig, und nicht gleichgültig, daß der dritte Abschnitt ihm der letzte ist, und nicht der zweite.

Ich war Willens, mich nicht in die Debatte zu mengen, obwohl mich die Sätze des Freundes stark beunruhigten. Ich wartete mit Sicherheit auf die Korrektur mindestens „der unerläßlichen Voraussetzung für eine fruchtbare Diskussion". Die Diskussion (Bornhausen, Wilhelm, Dibelius, Titius, Laun, Katz, Richter, Rambaud) war reich; aber mit den Thesen des Redners beschäftigte man sich wenig. Als nun Titius meinte, dem Anspruch des Krieges auf uns Christen auch noch zu Hilfe kommen zu müssen, da habe ich in später Stunde unter dem Minutenzwang noch ein paar Worte gesagt. Aber nun freilich zu Foerster und nicht zu Titius. Und so muß ich der Wahrhaftigkeit wegen meiner Stimmung gegen Titius hier noch Ausdruck geben.

Mit schwerem Pathos gab er uns seine Bedenken gegen den Pazifismus. 1. Seit Luther sei es für uns das Höchste, denen, die den Kriegsdienst auf sich nehmen, das gute Gewissen zu geben. „Das ist keine Sünde: Menschen töten." „Christen lassen sich an Vaterlandsliebe von Niemandem übertreffen." „Wo die Bibel aufhört, beginnt die Freiheit der Verantwortung." Und zweitens, Paulus sagt Röm. 13: „Die Obrigkeit trägt das Schwert nicht umsonst ..."

Ich merke zu dem Zweiten an, daß wir heute eine Obrigkeit, wie sie Paulus hatte, nicht mehr haben, und daß ein Jeder von uns als Glied seines Volkes heut eine ganz andre Verantwortung hat für Krieg und Frieden, als die Untertanen zu des Paulus Zeiten. Mit solchen Bibelsprüchen wird man heute der Lage nicht gerecht. Übrigens lehrt schon Luther (der in dieser Diskussion überhaupt schmerzlich oft als Autorität an unrechter Stelle herhalten mußte), daß der christliche Untertan seiner Obrigkeit in den ungerechten Krieg nicht folgen soll — nur daß zu Luthers Zeiten es noch schwerer war als heute, von dieser Maxime Gebrauch zu machen *). — Und jene Seel-Sorge des Luthertums, den Christen ein gutes Gewissen zu geben zu allem Möglichen: ich weiß sie zu schätzen. Aber ich sehe heute zu viele Leute mit gutem Gewissen herumlaufen, die solchen Trostes nicht bedürfen. Setzt nicht Luther zerschlagene Gewissen voraus? Davon merke ich aber auch in unsrer Kirche, wo die Kriegsfreudigkeit gepredigt wird, wenig. — Endlich: auch die Vaterlandsliebe des Christen steht unter Apg. 5, 29 und Matth. 22, 37, und wie ich mein Vaterland nach Gottes Sinn und Willen am besten liebe, das ist die Frage.

Wenn heute wieder der 2. August 1914 wäre, würde ich Titius verstehen. So aber meine ich, daß in jetziger Zeit die Leute (Christen wie Deutsche) am meisten nötig haben, daß man ihnen sagt: „Habt ein schlechtes Gewissen!" „Die Obrigkeit bist Du!"

Titius wandte sich gegen die Ausflucht des Pecca fortiter als Rettung aus diesem Zwiespalt. Ich bekenne mich zu ihr. Aber begründen will ich das hier und heute nicht. Ich will nur zum Schluß eine Geschichte erzählen. Sie geht in dieser Linie.

Während des Weltkriegs äußerte sich ein Schweizer, Christ und Pazifist, sehr streng über die kriegführenden Christen beider Parteien. Man frug ihn: Was würden Sie tun, wenn Deutsche oder Franzosen über Ihre Grenze brächen und die Neutralität Ihres Landes schändeten? Würden Sie nicht auch die Flinte nehmen für Ihr Volk und Vaterland? — Er antwortete nach einigem Besinnen: Ja, ich würde es tun; aber ich würde Gott bitten, daß ich nie wiederkehrte! ...

Summa: die ganze Aussprache brachte nicht das, was man gerade von diesem Weltbunde zur Friedensfrage erhoffen durfte, eine spürbare, klare Annäherung an das feste Ziel. Es blieb zu viel Zweideutigkeit in der vorgetragenen Christenlehre. Aber der Fortschritt gegen Früheres war doch groß. Die sich widerstreitenden Gedanken und Geister sind einander näher gekommen. Wills Gott, ein nächstes oder übernächstes Mal verständigen wir uns.

Marburg Martin Rade

*) Vgl. Kawerau, Luthers Gedanken über den Krieg. In Nr. 124 der Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte, Leipzig 1916.

Zum Ersten Kontinentalen Kongreß für Innere Mission und Diakonie in Amsterdam

Vom 31. Mai bis 4. Juni wird in Amsterdam der Erste Kontinentale Kongreß für Innere Mission und Diakonie stattfinden. Die Innere Mission ist zwar in der Form, in der sie am bekanntesten geworden ist, ein deutsches Gewächs. Aber die deutsche Innere Mission hat von vornherein Beziehungen zu entsprechenden Bewegungen des Auslandes gehabt. Ihr Blick ist über die Grenzen Deutschlands hinaus gerichtet. Wichern und Fliedner haben starke Anregungen aus England und Holland empfangen; anderseits hat die deutsche Innere Mission anregend auf die evangelischen Kirchen des Auslandes gewirkt und den Anstoß zu ähnlichen Arbeiten gegeben. Auch sind schon vor dem Kriege allerlei Beziehungen, sogar organisatorischer Art, über die nationalen Grenzen hinaus vorhanden gewesen. So stehen schon seit längerer Zeit die Diakonissenmutterhäuser des Kontinents, ja bis nach Amerika hinüber, durch die Kaiserswerther Generalkonferenz in Verbindung miteinander. Ebenso haben auch verschiedene nationale evangelische Jugendverbände seit längerer Zeit Fühlung miteinander gehabt. In der Notzeit, die dem Kriege folgte, ist die Hilfstätigkeit des evangelischen Auslandes zum größten Teil Anstalten und Einrichtungen der Inneren Mission in Deutschland zugute gekommen.

Auslandsreisen der Geschäftsführer des Zentral-Ausschusses für Innere Mission führten zu dem Gedanken, die auf dem Gebiet der Inneren Mission arbeitenden Organisationen der verschiedenen evangelischen Kirchen des Kontinents zu einem Kontinentalen Verband für Innere Mission und Diakonie zusammenzuschließen. Gelegentlich des Münchener Kongresses für Innere Mission im Jahre 1922, an dem auch Erzbischof Söderblom teilnahm, wurde auf einer ersten Kontinentalen Konferenz die Gründung des Kontinentalen Verbandes vorbereitet und bei Gelegenheit des 75 jährigen Jubiläums des Zentral-Ausschusses für Innere Mission in Wittenberg 1923 beschlossen. Dem Kontinentalen Verband sind außer dem deutschen Zentral-Verband der Inneren Mission angeschlossen: der Evangelische Verband für Innere Mission in Österreich, die Evangelisch-lutherische Kirche in Ungarn, der Generalkonvent der ungarischen reformierten Kirche, der Hauptverband für Liebestätigkeit der Tschechoslowakei, der Landesverband

für Innere Mission in Polen, die Evangelisch-lutherische Kirche Lettlands, der Verein für Innere Mission in Estland, der Zentralverband für die Gemeindearbeit der Finnischen Kirche, der Evangelisch-lutherische Missionsverein in Litauen, der Centraal Bond voor Inwendige Zending Amsterdam, die Svenska Kyrkans Diakonistyrelse Stockholm, der Fürsorge-Ausschuß der evangelischen Kirche Siebenbürgens. Auch in Frankreich gibt es Gesellschaften für Innere Mission, die allerdings vorwiegend auf dem Gebiet der Evangelisation arbeiten. Sie sind aber noch nicht dem Kontinentalen Verband angeschlossen, doch wird hoffentlich auch hier der Anschluß bald erfolgen. Der Vorstand wird gebildet aus den Herren Geheimrat Professor D. Seeberg als Präsident, Pastor Centerwall, Upsala, als 1. Vizepräsident, Dr. Norell, Amsterdam, als 2. Vizepräsident, D. Füllkrug als Geschäftsführer. Der Verband hat den Zweck: erstens eine ständige Beziehung zwischen den Organisationen der Inneren Mission und Diakonie der verschiedenen kontinentalen Länder herzustellen und aufrecht zu erhalten, zweitens durch den Austausch von Berichten und Herstellung gemeinsamer Berichte die gegenseitige Kenntnis über die Arbeiten der Inneren Mission und Diakonie in den verschiedenen Ländern zu fördern, drittens auf großen internationalen Tagungen auf dem Gebiet der Wohlfahrtspflege und Liebestätigkeit die Innere Mission und Diakonie zu vertreten, viertens bei besonderen Notständen oder anderen Anlässen ein gemeinsames Vorgehen in die Wege zu leiten. Die Geschäftsstelle befindet sich in Berlin-Dahlem, Zietenstraße 24. Mitglieder können sein: 1. freie evangelische rechtlich-organische Zentral-Verbände der Inneren Mission und Diakonie, 2. Ausschüsse, die von evangelischen Kirchen für die Zwecke der Inneren Mission und Liebestätigkeit gebildet sind, 3. außerdem können auch Vereine und Gesellschaften, die sich der Arbeit der Inneren Mission und Diakonie widmen, als außerordentliche Mitglieder aufgenommen werden.

Man kann die Frage stellen, wie sich der Kontinentale Verband für Innere Mission und Diakonie abgrenzt gegenüber Bewegungen, wie sie auf der Konferenz für praktisches Christentum in Stockholm zum Ausdruck gekommen sind. Es liegen hier naturgemäß sehr enge Berührungen, vielleicht auch Überschneidungen vor, aber doch auch Unterschiede. Die Konferenz für praktisches Christentum in Stockholm hatte es im Wesentlichen mit den großen sozialen und wirtschaftlichen Problemen zu tun. Die praktischen Arbeiten der christlichen Liebestätigkeit wurden dort nur gestreift. Die Fragen der Volksmission traten ganz zurück. Die Innere Mission in den verschiedenen Ländern dagegen wird gerade diese Frage in den Vordergrund stellen, sie wird auch die großen sozialen Probleme immer wieder in den Kreis ihrer Betrachtungen und Arbeit ziehen und ziehen müssen; aber sie wird einerseits das missionarische Moment der kirchlichen Arbeit immer stark betonen und in den Vordergrund stellen, anderseits die praktische Liebestätigkeit und ihre Probleme ausgiebig behandeln. Auf dem volksmissionarischen Gebiet ist sowohl in bezug auf Evangelisation wie auf die Apologetik ein Gedankenaustausch und eine gegenseitige Befruchtung bereits vorhanden und wird immer mehr angestrebt. Hinsichtlich der Liebestätigkeit liegen eine Fülle von Problemen vor, die für die evangelischen Kirchen der verschiedenen Länder gemeinsam sind und die teils zu ähnlichen, teils zu verschiedenartigen Lösungen geführt haben oder führen werden. Hier ist z. B. das Verhältnis von öffentlicher Wohlfahrtspflege und freier christlicher Liebestätigkeit von Bedeutung. Es handelt sich darum, wie Staat und Kirche in der Wohlfahrtspflege zusammenarbeiten oder sich gegenseitig abgrenzen, wie die evangelischen Kirchen den Dienst der Liebe, der unveräußerlich zu ihrem Wesen gehört, ausgestalten. Wir haben es in Deutschland mit einer Entwicklung zu tun, die in allen Ländern mehr oder minder ähnlich verläuft. Während die Staaten das Gebiet der Wohlfahrtspflege, die ursprünglich Domäne christlicher Liebestätigkeit war, wie Jugendpflege, Jugendfürsorge, Gefährdetenfürsorge usw., übernehmen und gesetzlich regeln, tritt eine scharfe Scheidung zwischen öffentlicher Wohlfahrtspflege und christlicher Liebestätigkeit hervor. In Deutschland waren beide von Anfang an stark ineinander verflochten; wir hatten und haben es zum großen Teil mit einer gemischt bürgerlich-kirchlichen Wohlfahrtspflege zu tun. Aber in dem Maß, wie der Staat die religiöse Neutralität betont, treten beide deutlicher auseinander, um sich dann allerdings als gesonderte Gruppen von ihren verschiedenen Grundlagen aus wieder zu gemeinsamer Arbeit die Hand zu reichen. In andern Ländern ist die Entwicklung noch nicht so weit gediehen wie bei uns, aber sie wird unzweifelhaft denselben Weg nehmen. Da ist es wichtig, festzustellen, in welchem Verhältnis in Gesetzgebung und Praxis beide Größen zu einander stehen. Wichtig ist es auch, daß die Kirchen der verschiedenen Länder auf diesem Gebiet voneinander lernen und ihre Erfahrungen austauschen. Ebenso wichtig, daß bei Ausgestaltung der einzelnen praktischen Arbeiten, etwa der Diakonie oder der Gefährdetenfürsorge oder Jugendarbeit, eine gegenseitige Befruchtung und Förderung stattfindet.

Auch in dem Programm des Amsterdamer Kongresses kommt das Bestreben, sich gegenseitig zu unterrichten und zu fördern, zum Ausdruck. Es werden Themata behandelt, die das Gebiet der Volksmission, d. h. der Apologetik betreffen. Hierher gehört das Referat von Professor Karl Barth (Münster) über „Die Kirche und die Kultur", von Professor Rendtorff (Kiel) über „Das Evangelium in der Evangelisation", ferner das Referat von Frau Oberin von Tiling über „Die Frauenprobleme im Lichte evangelischer Ethik". Ins Gebiet der Wohlfahrtspflege gehören die Referate von Pastor Hermansson aus Skövde (Schweden) über „Die christliche Jugend und der Sport", von Herrn René van Ouwenaller aus Hilversum über „Die Arbeit unter Gefangenen" und eine Spezialversammlung über „Wohlfahrtspflege" mit einem Referat von dem Unterzeichneten. Auch werden die Anstalten der Inneren Mission Meer en Bosch und in Zetten besucht. Ein ausführliches Programm ist durch den Zentral-Ausschuß für Innere Mission, Berlin-Dahlem, Zietenstraße 24, zu beziehen.

Es muß auch hier betont werden, daß das missionarische Element und das der Liebestätigkeit oder Wohlfahrtspflege in der Inneren Mission sich natürlich nicht streng scheiden lassen und auch nicht geschieden werden sollen. Beide durchdringen einander. In diesem Miteinander von Mission und praktischem Dienst liegt die Eigenart der Inneren Mission und auch die des Kontinentalen Kongresses. Wie in Deutschland die Innere Mission sich über die Grenzen der verschiedenen Landeskirchen als Einheitsband im Laufe der Geschichte bewährt hat, so bedeutet sie auch über die nationalen Grenzen der verschiedenen evangelischen Kirchen hinaus ein Band der Einheit, und wir hoffen, daß es bei dem Kontinentalen Verband nicht bleiben, sondern daß sich dieser allmählich zu einem internationalen Verband ausgestalten wird.

Berlin-Dahlem Johannes Steinweg

Zur Gesangbuchnot

Es gibt eine Gesangbuchnot, sogar mehr als eine. Aber die empfindlichste ist doch wohl die, die uns bei jedem kirchlichen Kongreß und in jeder Sommerfrische entgegentritt: die ungeheure Verschiedenheit in Wort und Weise, die das gemeinsame Singen oft auch der bekanntesten Kirchenlieder stört und fast unmöglich macht. Das mochte früher, als die Bevölkerung Deutschlands noch seßhafter

war, nicht so schlimm empfunden werden. Aber heute, im Zeitalter der Industrie und der Großstädte, wo die Menschen aus den verschiedensten Landschaften unaufhörlich durcheinander gewürfelt und gemengt werden, wird es je länger je mehr unerträglich. Die Gesangbuchnot der Feld- und Lazarett-Gottesdienste ist Vielen noch in frischer Erinnerung. Die hin und her geworfenen Leute in unseren Großstädten und Industriegebieten klagen auch bitter darüber, daß es nicht nur in jeder Gegend wieder ein anderes Gesangbuch gibt, nein daß auch dieselben Lieder in den verschiedenen Gesangbüchern verschieden lauten und verschieden gesungen werden. Alle landschaftliche Eigenart in Ehren — aber so darf es nicht bleiben, daß man überall je nach Geschmack oder Ungeschmack die Lieder verbessert oder verböset und die Singweisen mit alten oder neuen Schnörkeln und Schwänzchen versieht. Der Ruf nach Vereinheitlichung kann nicht länger überhört werden.

Nun sind wir ja in den letzten Jahren ein gutes Stück vorangekommen. Wir haben, von anerkannten Fachleuten bearbeitet, von maßgebender amtlicher Stelle, vom Deutschen Evangelischen Kirchenausschuß herausgeben, ein Gesangbuch, das jedenfalls die Grundlage jedes neuen Gesangbuchs bilden muß, wenn es nicht, wie manche hoffen, überhaupt der Anfang und der Grundstock eines Einheitsgesangbuches für das ganze deutsche evangelische Kirchengebiet werden kann: das ursprünglich für die deutschen evangelischen Gemeinden im Ausland und in den Schutzgebieten bestimmte „Deutsche Evangelische Gesangbuch“ (E. S. Mittler und Sohn, Berlin). Wir haben seit kurzem einen „Stamm einheitlicher Melodien für Kirchenlieder“, 107 (mit den gebotenen Parallelweisen sogar noch einige mehr) Singweisen, ebenfalls vom Deutschen Evangelischen Kirchenausschuß herausgegeben (Martin Warneck, Berlin), die ebenso grundlegend für die musikalische Seite der zukünftigen Gesangbücher sind wie die Lieder jenes Gesangbuchs für den Text. Allgemein und restlos zufrieden wird man auch mit diesen beiden Grundstöcken nicht sein. Wo wären wir evangelischen Deutschen das überhaupt jemals? Man merkt auch schließlich jeder Arbeit, die irgendwie im Schoße einer Kommission gemacht ist, die Spuren der Kompromisse an, ohne die kein solches Werk zustande kommt. Insbesondere würde man von den 342 Liedern des Gesangbuchs und erst recht von den 45 geistlichen Volksliedern seines Anhangs manches weniger Wertvolle oder ganz Wertlose schmerzlos entbehren und gern durch Wertvolleres ersetzt sehen. Aber der Fortschritt zur Vereinheitlichung unsres kirchlichen Singens ist so groß und so wichtig, daß man Manches, was einem nicht ganz zusagt, dafür mit in Kauf nimmt.

Vor einer Erstarrung des evangelischen Kirchenliedes infolge „Kanonisierung“ eines Liederstammes brauchen wir uns noch nicht zu fürchten. Einstweilen ist die Arbeit in vollem Fluß. Wenn nicht alles täuscht, so stehen wir im Beginn eines neuen Abschnitts in der Gesangbuchgeschichte. Nachdem in den letzten Jahren mehrere Landeskirchen sich neue Gesangbücher geschaffen haben (Schlesien, Württemberg, Hamburg, Bremen, Oldenburg), ist die Bewegung der Gesangbucherneuerung auch an anderen Orten in Gang gekommen. Die Thüringische Landeskirche bereitet ein neues Gesangbuch vor, durch das eine ganze Anzahl Gesangbücher der früheren Thüringischen Kleinstaaten verschwinden sollen. Schleswig-Holstein ist an der Arbeit, zugleich für Lauenburg, Lübeck und Eutin; Frankfurt desgleichen. In Rheinland-Westfalen hofft man ebenfalls bis 1930 den Gemeinden ein neues Gesangbuch bieten zu können, das dann ja wohl auch Minden-Ravensberg mit annehmen wird. Von immer mehr Seiten hört man von Absichten, Plänen und begonnener Arbeit. Jetzt kommt es darauf an, daß der Augenblick nicht verpaßt wird, in den neuen Gesangbüchern von vornherein ein größeres Maß von Einheitlichkeit zu erzielen als in den alten. Wir brauchen dringend eine engere Fühlung und Arbeitsgemeinschaft zwischen den verschiedenen Stellen, die jetzt und in den nächsten Jahren diese Arbeit tun.

Dabei handelt es sich um mancherlei Fragen.

Ein erstes wichtiges Problem ist die Art, wie das DEG benutzt und eingearbeitet werden soll. Oldenburg, um eins der besten neueren Gesangbücher zu nennen, hat die meisten, aber nicht alle Lieder des DEG aufgenommen, und hat in zwar engem, aber doch freiem Anschluß an das dort gebotene Liedergut sich ein ganz neues Gesangbuch aus einem Guß gegeben. Thüringen, ebenso Frankfurt a. M. und Schleswig-Holstein, haben in Aussicht genommen, ein zweiteiliges Gesangbuch zu schaffen, dessen erster Teil die 342 Lieder des DEG (ohne den Anhang der geistlichen Volkslieder), und dessen zweiter Teil etwa 200 weitere Lieder enthält, wobei jene geistlichen Volkslieder des Anhangs in Auswahl eingearbeitet werden mögen. Dasselbe hat die Westfälische Provinzialsynode grundsätzlich beschlossen. Dies Verfahren entspricht den wiederholt geäußerten Wünschen des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses, der hierin den einzigen wirklich zum Ziele führenden Weg sieht, um die Verwilderung und Verwirrung auf dem Gebiete des Kirchengesangs zu überwinden. Die ästhetischen Bedenken, die gegen ein solches zweiteiliges Gesangbuch sprechen, wird Niemand verkennen. Aber die Gründe, die dafür sprechen, sind doch noch gewichtiger. Ich denke nicht an die wirtschaftlichen, obwohl diese von den viel hin- und hergeworfenen Gemeindegliedern sehr eindringlich geltend gemacht werden, nämlich den Notstand, daß man für sich und seine Kinder in jeder neuen Stadt wieder ein neues Gesangbuch kaufen muß. Ich fürchte, ganz wird man darum auch in Zukunft nicht herum kommen. Einige Dutzend verschiedener Gesangbücher wird man auch im günstigsten Fall in Deutschland behalten. Und selbst wenn einmal in 50 Jahren überall der erste Teil gleichlautend sein würde, so würden doch die zweiten Teile um so mannigfaltiger sein. Aber das glaube ich allerdings, daß wir überall möglichst die gleiche Anordnung und, soweit möglich, auch die gleiche Zählung der Lieder haben müßten. Denn das ist von der allergrößten Wichtigkeit für das Heimischwerden im Gesangbuch. Man denke an die köstlichen, wirklich aus der Volksseele stammenden Briefe des Amerikafahrers Jürn Jakob Swehn und sein unwilliges Verwundern darüber, daß die bekanntesten Kirchenlieder dort drüben andere Nummern haben als daheim. Man lächle nicht darüber. Es handelt sich hier um wichtige Gemütswerte, um kirchliches Heimatgefühl, das wir wenn irgend möglich auch dem heimatlosen, viel herumkommenden Großstadt- und Industrie-Menschen mit auf den Lebensweg geben sollten. Wenn man denn über die ästhetischen Bedenken durchaus nicht glaubt hinweg kommen zu können, dann könnte man allenfalls die Lieder, durch die man den Grundstock des DEG ergänzen möchte, jedesmal an der betreffenden Stelle einfügen, aber nicht mit Ziffern, sondern mit Buchstaben (a, b, c) hinter der entsprechenden Nummer, und vielleicht auch zur deutlicheren Übersicht mit einer etwas anderen (kleineren?) Drucktype. Freilich weiß ich nicht, ob diesem Verfahren etwa urheberrechtliche und verlagsrechtliche Bedenken im Wege stehen. Für das andere — das zweiteilige — Gesangbuch ist nach ausdrücklichen amtlichen Erklärungen die Bahn frei gemacht. Es scheint mir, je mehr ich mich mit der Frage beschäftige, auch zweckmäßiger zu sein.

Das nächste wichtige Problem, um das es sich jetzt handelt, ist die Auswahl der Lieder, die man zu den 342 des DEG hinzufügen soll. Denn dieser Grundstock für sich allein genügt nicht. Ich glaube, das hat sich auch in Lübeck herausgestellt, wo man an Stelle des alten Lübecker Gesangbuchs vor einer Reihe von Jahren einfach das DEG unverändert und ohne Zusatz übernommen hat. Damit wird den Gemeinden Vieles genommen, was ihnen lieb und was auch wertvoll war. Wer nicht in diesen Dingen

gearbeitet hat, ahnt ja nicht, welch ein ungeheurer Reichtum an Liedern in unsern kirchlichen Gesangbüchern steckt. 1904 hat Schuldirektor a. D. Philipp Dietz eine „Tabellarische Nachweisung des Liederbestandes der jetzt gebräuchlichen Landes- und Provinzialgesangbücher des evangelischen Deutschlands" herausgegeben (Elwertsche Verlagsbuchhandlung, Marburg). Es sind rund 3800 Nummern. So umfangreich müßte also ein Gesangbuch sein, das alle irgendwo eingeführten evangelischen Kirchenlieder bringen wollte. 1730 jener Lieder kamen damals nur je in einem einzigen Gesangbuch vor; der Verfasser der tabellarischen Nachweisung wollte in der größeren oder geringeren Verbreitung ein Zeichen des größeren oder geringeren Wertes der betreffenden Lieder sehen und die nur vereinzelt vorkommenden als vermeintlich nicht bewährt aus den zukünftigen Gesangbüchern ausgeschieden wissen. Nun kann man aber, zumal wenn man die inzwischen erschienenen neuen Gesangbücher zum Vergleich heranzieht, deutlich die geschichtliche Entwicklung beobachten, daß früher ganz allgemein aufgenommene Lieder anfangen zurückzutreten oder ganz zu verschwinden: so die verständigen und moralischen Reimereien aus den Tagen der Aufklärung, die sauber disponierten gereimten Predigten eines Schmolck, Rist u. a. m. Dafür werden andere, früher nur selten gebrachte Lieder bevorzugt, und zwar sowohl alte und ganz alte, die etwa das vorbildliche und in vieler Beziehung bahnbrechende Elsässische Gesangbuch zuerst wieder aus der Vergessenheit hervorgeholt hatte, oder auch neue und neueste, von E. M. Arndt bis zu C. Ferd. Meyer, G. Schüler und E. Prinz von Schönaich-Carolath.

Vor eine Reihe von Jahren hat Nithack-Stahn in der CW (1906 Nr. 33) über die Gesangbuchnot geklagt, daß unsere Gesangbücher zu viel Veraltetes, nicht nur in der Form, sondern auch in den Glaubensanschauungen Veraltetes enthalten, das wir modernen Menschen mit gutem Gewissen nicht mehr singen könnten, und hat gefordert, daß unsere neueren Dichter darin mehr zu Worte kämen. Otto hat dazu „Neues Singen" verlangt (1919 Nr. 45 und 48). Wir haben vielleicht seitdem über den Wert des Alten und ganz Alten doch etwas anders denken gelernt. Wie die Steine der alten Dome zu uns reden und auch zu unsern Herzen sprechen, obwohl wir heute ganz anders bauen würden, so wirken auch die gewaltigen alten Lieder und Weisen auf uns, auch wenn wir heute anders sprechen und singen. Selbst oder vielmehr gerade unsere Jugend — das kann man deutlich beobachten — spürt heute stärker als in der Vorkriegszeit den ganz großen, starken Gehalt des alten Kirchen- (und Volks-) Liedes und fängt erfreulicherweise an, dieses den leichten, einschmeichelnden, aber unendlich gehaltsärmeren pietistischen oder gar englischen Liedern und Weisen vorzuziehen. Aber man zeige uns gute neue religiöse Dichtung, die nicht nur feine, stimmungsvolle Lyrik, sondern auch als kirchliches Gemeindelied geeignet ist! Goethe, auch wenn wir über seine religiöse Bedeutung sehr hoch denken, hat uns jedenfalls nichts geschenkt, was in ein kirchliches Gesangbuch paßt. Und unter den Stimmen religiöser Sehnsucht, die z. B. Knodt vor uns ausbreitet, ist zwar sehr vieles, das uns tief ergreift, aber kaum etwas, das man für ein Gesangbuch brauchen kann. Die Gedichte von Ricarda Huch, welche der Entwurf zum neuen Thüringer evangelischen Gesangbuch vorsieht, sind nach meinem, und nicht nur nach meinem Empfinden als Kirchenlieder völlig unmöglich. Man helfe suchen. Man mache Vorschläge. Wir brauchen religiöse Lieder, die unmittelbar zum Herzen des Menschen von heute sprechen und die dabei zugleich ein Ausdruck unserer gemeinsamen Andacht vor Gott sein können. Aber wo sind sie? Unter den Gesangbüchern des letzten halben Jahrhunderts sind manche, die mit neueren Liedern einen ernsthaften und ziemlich umfangreichen Versuch gemacht haben. Aber nur Weniges davon ist wirklich lebendiges, gesungenes Gut der Gemeinden geworden; und Vieles ist in den neueren Gesangbüchern derselben Landeskirchen stillschweigend wieder fortgelassen.

Aber gerade diese Tatsache zeigt: Wir brauchen neben einem Grundstock überall gesungener, bewährter Kernlieder solch einen beweglicheren Teil in unsern Gesangbüchern, in dem jedes Kirchengebiet versuchen kann, Altes und Neues zu entdecken und seinen Gemeinden zum Singen anzubieten. So läßt sich beides vereinen: das berechtigte Verlangen nach größerer Einheit und die nicht minder notwendige Forderung einer lebendigen Entwicklungsmöglichkeit für unser evangelisches Kirchenlied.

Aber auch für diesen, jeder Landeskirche zu überlassenden beweglicheren Teil — darauf hinzuweisen ist ein Hauptzweck dieser Zeilen — sollte man gleich von vornherein ein unnötig weites Auseinandergehen vermeiden. Jetzt, wo anscheinend ein neuer Abschnitt der Gesangbuchentwicklung im Kommen ist, ist der rechte Augenblick, den Liedern, die in der nächsten Generation vielleicht die am liebsten gesungenen sein werden, gleich von Anfang an in den verschiedenen Büchern eine möglichst überall gleiche Textgestalt und Singweise zu geben. Dann bleibt wenigstens unsern Kindern und Enkeln die empfindliche Störung erspart, unter der wir heute beim gemeinsamen Singen leiden. Es wäre eine wichtige Aufgabe für den in der zweiten Juniwoche in Stettin tagenden Kirchengesangstag, uns in dieser Richtung — Arbeitsgemeinschaft für die kommenden neuen Gesangbücher zur Vereinheitlichung des Kirchengesangs — ein gutes Stück weiter zu bringen.

Frankfurt a. M. Wilhelm Lueken

Im „Rom" Japans

Kyoto, 14. April 1926

Kyoto war bis 1868, bis zur Restauration des alten Kaiserhauses und seiner Befreiung von der Bevormundung des allzumächtigen Shogunats, die Hauptstadt Japans. Es ist auch heute noch die künstlerische, intellektuelle und religiöse Metropole des Landes der aufgehenden Sonne. Vielleicht ist es auch die schönste Großstadt Japans, da es von drei Seiten von Bergketten bis zu 1200 und 1500 Meter Höhe eingesäumt ist. Wie ein Amphitheater bauen sich die bewaldeten Terrassen im Dreiviertelkreis auf und tragen eine verwirrende Fülle von Tempeln, Pagoden, Parks und Friedhöfen, und innen in der Stadt die Schlösser, Burgen, Hochschulen, Museen, Gärten und das quadratische Kaleidoskop der Straßen und Gassen. Hier herrscht noch ganz das feudale Japan, hier ist der Ort, um japanische Geschichte, Kunst, Handwerk und Religion zu studieren. Man nennt es darum das Rom Japans, Andere lieber mehr das Mekka Japans; jedenfalls ists nun heilige Stätte ersten Ranges, Alt-Japan, wo noch nicht hundert Europäer nebst Amerikanern wohnen und nur drei deutsche Familien augenblicklich hausen.

Früher, bis 1868, von 790 an, also über ein Jahrtausend, war Kyoto das politische Barometer Japans. Vom Höhepunkt und der Glanzzeit der Shogune stammen noch einige Pagoden und Pavillons her, während alle Tempel entweder nach oftmaligem Niederbrennen oder nach bestimmten Zeiträumen als Holzbauten erneuert werden. Die Shogun-Burg Nijo machte nur die überragende Macht und den enormen Reichtum jener Shogune klar. An demselben Tage besichtigte ich den alten Kaiserpalast, wo bis zur Restauration und Übersiedlung des Mikado nach Yedo-Tokyo diese eine Dynastie, die älteste noch heut regierende in der Welt, residiert hat. Wie fällt er an Kunstwert und äußerer Aufmachung gegen jene Nijo-Burg ab! Hier ist alles in kühnen, großen Zügen

entworfen, ganz verschieden von der gewohnten japanischen Miniaturmalerei, wie sie schließlich auch im Mikado-Palast ist. Die Wände leuchten in Goldgrund; Tiger stürzen aus hohen Bambusbüschen hervor, lebensgroße Adler thronen auf weitästigen Steineichen, Palmen scheinen ihre Fächerkronen leise zu neigen, Reiher wandern gravitätisch umher. So reiht sich Saal an Saal, Zimmer an Zimmer. Die Decken sind kassettiert und aus dem dunklen Holz der Kryptomerie gefügt und mit dem Wappen der mächtigen Tokugawa-Shogune geziert: drei Asarumblätter, riesigen Kleeblättern ähnelnd.

Hier in diesen Palästen waren Franz Xavier und seine Helfer zu Gast. Und hier in Kyoto wohnen auch heute noch die fanatischsten Japaner, Anhänger des Alten, die man in Kobe, Osaka oder Tokyo kaum noch erlebt.

Hier ist auch noch Industrie und Handwerk des alten Japan zu Hause. Bewundernd sieht man die Damaszenerarbeiten (Einhämmern von Gold in Eisenplatten), die Porzellanfabrikation auf der Handscheibe, die Seidenweberei und -Stickerei, oft als elende Heimarbeit, dann die Holz- und Lackindustrie, und man versteht die hohen Preise für gute Lackkunstgegenstände, wenn man sieht, wie in vierundzwanzig Prozeduren der Vorgang sich abspielt, oder wenn an besonderen Prunkstücken ein Handmaler zwei volle Jahre arbeitet.

Die Kunst Alt-Japans ist aber nicht nur in den Schlössern, Burgen, manchem Antiquitätenladen zu finden, sondern fast jeder Tempel ist ein Museum, wo man gegen niedriges Eintrittsgeld durch die Empfangs- und Zeremonienräume geführt wird und nun die wunderbarsten Hängerollbilder (kakemonos), Wandschirme, Schiebetüren zu sehen bekommt, hin und wieder von altjapanischen Malern und ihren Schülern stammend, sofern diese Kunstwerke aus den Tempelbränden gerettet werden konnten. Besonders im Chionintempel sind die Werke der Kano-Schule erhalten und geben den einzelnen Räumen ihre Namen: der Storch-, Kranich-, Pflaumen- und Chrysanthemum-Raum. Einige Bilder sind so naturgetreu gemalt, daß der führende Priester erklärt: ein Sperling sei so echt gemalt gewesen, daß er im Frühling aus dem Bilde fortgeflogen sei und nur den Schatten von sich daließ; und man sieht nur einen grauen Schattenriß im Bilde! Oder ein Kiefernbaum sei so natürlich dargestellt gewesen, daß er begann, Harz auszuschwitzen! So erklären sie recht umständlich dies Vorhandensein von Harz auf dem Holzuntergrund! — Auch die Architektur der Tempel ist der uralten immer wieder nachgebildet, und ich fand, daß die unangestrichenen Holzbauten durch die Naturmuster der Holzfaserung immer noch besser wirkten als die rotlackierten Tore und Schreine der Shintotempel. Die wunderbare Reichhaltigkeit der Giebel zeigt oft fratzenhafte Verzierung ähnlich unsern gotischen Wasserspeiern.

Doch nun zur Religion selbst, wobei wir ja bei dem Namen „Japans Rom" zumeist denken. Kyoto hat 878 buddhistische und 82 shintoistische Heiligtümer (und 31 Kirchen oder Kapellen). Die Macht der Priester ist heute noch stark. Besonders bei den altjapanischen Reichen gehen die Hauskapläne ein und aus, und stattliche Summen fließen von da an die verschiedenen Tempel. Einst war die Macht der Bergmönche auf dem Hiezan oberhalb der Stadt so mächtig, daß der damalige Mikado den Ausspruch tat: „Dreierlei kann ich nicht meistern, die Gewässer des Kamo, die Glücksspiele und die Bergmönche." Auch heute haben die Priester eine bewundernswerte Macht über die Seelen der Gläubigen, mindestens ebenso wie in unserm Katholizismus.

Die Tempelanlagen sind Volksparke und Museen zugleich neben der Zeremonienstätte. In den Tempelhöfen spielt sich ein gut Stück des Volkslebens ab: hier spielen die Kinder und kriechen Säuglinge umher oder werden genährt, dort treiben junge Leute Sport; ich sah einen Lehrer mit seiner Klasse am Nachmittag auf den Rasenflächen vor einem Tempel Fußball spielen. Boxen, Ringen und Schlagball, auch Kinoaufnahmen und althistorische Szenen wurden gestellt. Auf der Bühne, die fast in keinem Tempel fehlt, werden hin und wieder Tänze aufgeführt oder die mimischen No-Spiele mit festen Masken und alten Trachten geboten. Alte und junge Leute lagern, essen, schwatzen nach vollzogenem Gebet oder angehörter Messe. Die drei bewaldeten Gebirgsabhänge sowie die beiden bewaldeten Hügel Kurodani und Yoschidayama in der Stadt sind gespickt mit solchen Anlagen; dabei sind in dem Häusermeer der Stadt noch riesige Anlagen, denn von den älteren Sekten der beiden Religionen Japans hat jede ihren Tempel in Kyoto.

„Naturfreude" könnte man den Grundzug der volkstümlichen Religion Japans nennen, auch im ernsten, weltverachtenden Buddhismus! Wie die Tempel der Natur sich anpassend hingebaut sind, so holt sich der Besucher aus der Natur religiöse Stimmung und Freude, nachdem er schnell zuerst der Gottheit als Besitzerin der Gegend seine Reverenz erwiesen hat durch Klatschen, Glockenanschlagen, Verbeugen und Werfen einer Kupfermünze in die riesigen Opferkisten. Nun genießt er den blühenden Kirschbaum, den Lotosteich mit Schildkröten und Goldkarpfen, kauft in den Buden Obst, wohl gar auch Sake, oder er füttert die zahmen Tiere und steigt bis zum heiligen Wasserfall hinab oder hinauf. Am Eingang zu einer Schinto-Anlage sah ich zwei steinerne Löwen auf den Vorderbeinen balanzierend mit grinsendem Gesicht, den Leib, die Hinterbeine und den lustig gewundenen Schwanz hoch in die Luft streckend!

Da hinein kommt nun ein Schuß Patriotismus und neuerdings auch Militarismus. Die Shintoschreine sind ja mehr oder weniger kaiserlich, viele von ihnen stehen unmittelbar unter der kaiserlichen Fürsorge; denn Natur-, Kaiser- und Ahnenverehrung ist ja das Wesen des Shintoismus. Mitten in Kyoto steht an einer Straße der Grabhügel eines Mitgliedes des Kaiserhauses; eine Holzhütte beherbergt Tag und Nacht einen Polizisten (übrigens in ganz Japan mit Säbel bewaffnet), der darüber wacht, daß Niemand von oben her, d. h. höher als der tumulus ist, darauf herabblicke; darum sind auch angrenzende und gegenüberliegende Häuser mit einem Bretterverschlag vor dem Dachstockwerk versehen. — Wunderbar ergreifend ist das Natur-Mausoleum des Kaisers Meiji († 1912), das in einem Vorort von Kyoto, auf einem Hügel mit Zypressen, Bambus, Kamelienbäumen und Kiefern errichtet, Wallfahrtsort jeden Japaners ist. Auch mein Begleiter dorthin, kein Christ, aber ein Spötter vieler religiöser Einrichtungen, spült sich dort vor dem Mausoleum den Mund aus, wäscht die Hände und verbeugt sich tief vor dem grauen Steinhügel in dieser dunkelgrünen Umgebung mit dem weiten Blick ins Land.

Wie sehr heute künstlich der Militarismus gepflegt wird, zeigt, daß in Schul- und Tempelhöfen überall Kanonen, Torpedos, Schrapnells und Waffen aller Art auf- und ausgestellt sind, daß mit den Schulklassen regelrechte Manöver veranstaltet werden und daß es Tempel zur Pflege und Anbetung der männlichen Tugenden, besonders des Fechtermutes gibt. Oft kam ich beim Heimweg an einem Tempel vorbei, aus dem lautes, abgerissenes Geschrei drang; stets war der Innenraum abgesperrt, so daß ich erst dachte, es werde jemand drinnen gegeißelt oder schreie in Ekstase. Einmal stand eine der Papiertüren etwas auf: ich schlich heran und erkannte im Halbdämmer zwei Knaben, die auf der Strohmatteneſtrade mit Holzschwertern fochten und sich durch diese wilden Schreie anfeuerten; es war der Tempel Butokuden, wo man Mut und Ertragen von Schmerzen anbetet und übt.

Auch ein Stückchen Geschäft ist dabei: an den Toriis und Vorhallen, an den Säulen und Gebälk der Haupthallen kleben, recht verunzierend, Reklamezettel der Be-

sucher, die oft hoch oben ins Gebälk kletterten, um ihre Anwesenheit und ihr Firmenschild sichtbar zu machen. In anderen Tempeln sind die von einer Firma gestifteten Reis- oder Teeballen vor der Tempelhalle aufgeschichtet und tragen natürlich deutlich weithin sichtbar den Firmennamen, für die Tausende von Pilgern berechnet, die dort täglich ein- und ausgehen, dabei in einer Form, gegen die die Priester kaum etwas einzuwenden wagen werden!

Mir geht es oft wie Martin Luther in Rom, als er das Treiben in heiligen Stätten erlebte! Neulich sah ich in einem Tempel eine Reihe scheinbar andächtig betender Frauen, die ihr „namu Amida Butsu" beteten und dazu im Takt die Trommel schlugen; als sie mich gewahrten im Halbdunkel der Halle — schlugen sie zwar ihre Trommeln im Takt weiter, aber ihre Augen und Mund hingen an dem Fremdländer, laut machten sie ihre Bemerkungen und lachten über mich, erst nach Minuten kamen sie zu ihrem Amida-Gebet zurück! Opus operatum!

Ob in diese Hochburg der altjapanischen Religionen, die natürlich auch ihre ernsten, würdigen Vertreter haben, je unser Christentum mit seinem Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit hineindringen und es umwandeln wird? Quantitativ ist wenig erreicht, denn die Zahl der ortsanwesenden Christen ist nur 3560, während in Osaka und Tokyo je 10 und 20 000 Christen wohnen. Aber es liegt wohl daran, daß eben Kyoto die Hochburg Alt-Japans ist. Auch muß der Einfluß des Christentums mehr qualitativ gewertet werden; denn die christliche Hochschule und Universität Doschisha umfaßt allein 4000 Schüler und Studenten, die in ihrer Ausbildungszeit dauernd unter christlichem Einfluß stehen, oft aber in Kyoto nicht ortsansässig sind. Fortwährend vom frühesten Morgen bis in die sinkende Nacht hört man die dumpfen Glockentöne, wenn in den vielen Tempeln die festhängenden Bronzeglocken durch schwingende Schwebebalken angeschlagen werden; so wird auch einst das Christentum an die Tore Alt-Japans, an das japanische Rom anschlagen und Einlaß fordern.

Theodor Devaranne

Gustav Schröer und der deutsche Bauernroman

Der weltanschauliche Unterbau, auf dem sich das erzählerische Werk dieses vom Volksschullehrer zum Volkserzieher emporgewachsenen Dichters erhebt, wird von zwei Hauptpfeilern gestützt. Sie heißen: Volkstum und Christentum. Da sie in jedem seiner Bücher deutlich sichtbar bleiben, werden sie von seinen Anhängern als Vorzüge gepriesen, von seinen Gegnern als Mängel in Anspruch genommen. Volkstum und Christentum ausschließlich und allein als Vorzüge oder gar als Mängel einer ernsten künstlerischen Schöpfung auszuwerten, ist eine nicht notwendige Beschränkung des sachlichen Urteils, obwohl beiden als wichtigen bekenntnishaften Bestandteilen des Kunstwerkes eine bedeutungsteigernde Wirkung zuerkannt werden muß.

Das Volkstum, dessen Erhaltung das dichterische Bestreben Gustav Schröers gilt, ist das deutsche Bauerntum, das er — ein ausgezeichneter Kenner der thüringischen Landbevölkerung — am Beispiel des Thüringer Bauern im Spiegel seiner Bücher zeigt, dem er aber auch den Spiegel selbst vorhält. Das Christentum, zu dem er sich als Mensch und als Dichter bekennt, ist ein evangelisch-lutherisches Christentum der gegenseitigen Hilfe und positiver Gotteskindschaft. Erfahrungen und Kämpfe von fünf Lebensjahrzehnten (Schröer ist am 14. Januar 1876 in Wüstegiersdorf in Schlesien geboren) haben diese Weltanschauung in ihm gereift, für die er — nicht im Sinne des Traktates oder der Tendenz — mit voller künstlerischer Freiheit und mit den Mitteln seiner schlichten und dennoch schmuckbeglänzten Prosa eintritt.

Fast vierundzwanzig Jahre lang hat er als Dorfschullehrer im weltverlassenen Eßbach im oberen Tal der thüringischen Saale, in der herben und großartigen Landschaft und unter der verschlossenen und wortkargen Landbevölkerung gelebt und ihr Leben in sich aufgenommen. Mit achtunddreißig Jahren schrieb er den ersten Roman, dem allerdings bereits kurze Skizzen, Erzählungen und Novellen vorangegangen waren, die in Tageszeitungen und Zeitschriften freundliche Beachtung gefunden und einen Erzähler von naturhaftem Eigenwuchs, schollenkräftiger Sonderart und geradem, innerlich sauberem Wesen angekündigt hatten. Gustav Schröer ist dem von ihm selbst erhobenen Banner treu geblieben.

Stoffwahl und Stoffgestaltung des Novellisten (die Sammlungen der kurzen Erzählungen heißen: „Das Stärkere", „Wie das Herz es ihnen eingab", „Wilhelm Henneckes Hochzeitsreise", „Aus des Lebens buntem Kranze" und „Kinderland") drängten zum Ausbau der größeren Form, zum Roman, der ein erweitertes Lebensbild und eine vertiefte Durchführung des Grundgedankens ermöglicht. Der Dichter fühlte sich innerlich auf den Weg eines Mittlers zwischen Stadt und Land gewiesen, der auszusprechen wagte: Laßt euren Nährstand nicht verkümmern, ihr Asphaltleute und Maschinenmenschen, und umgekehrt: Habt Achtung, ihr Pflüger der Scholle, vor denen, die in den steinernen Mauern der Städte ein Pflügeramt des Geistes verwesen!

„Die Liebe zur Heimat, zur Scholle, zum gesunden Bauerntum", die Peter Rosegger dem Erstlingsroman „Der Freibauer" nachgerühmt hat, zeigt Gustav Schröer bereits auf dem Wege zu seiner Lebensaufgabe begriffen, die er mit jedem neuen Werk weiter auszubauen und tiefer zu erfassen sich bemüht. Er ist in die Reihe der ernsthaften Erneuerer des deutschen Bauernromans der Gegenwart eingetreten, in die Reihe jener heimatlich betonten Erzähler, für die als niederdeutsches Beispiel Gustav Frenssen und für Franken Hans Raithel genannt werden dürfen. Das dem Heimatboden verhaftete Wesen des Bauern in seinem lauteren Kern rein darzustellen, erscheint nur auf dem Boden der Heimatkunst möglich — diesen edlen Begriff in dem vertieften Sinn verstanden, daß nur dauernd in der Welt wipfeln kann, was fest im Boden der Heimat wurzelt.

Was den Bauernromanen Gustav Schröers die leuchtende Frische der Farben verleiht, ist die an Besessenheit grenzende Leidenschaft des Verfassers zu den Menschen und zu den Fragen der Gegenwart. Gegenwartsmenschen und Gegenwartsfragen vermitteln dem Leser die klärende Empfindung der unmittelbaren Anschaulichkeit. Da eine Vernachlässigung der Pflicht zum Ethischen nirgends in Erscheinung tritt, ist er der Gefahr einer dauernden Verstrickung in den lichtbildhaft mechanisch-optischen Naturalismus aus dem Wege gegangen; ein wahrscheinlichkeitsgehobener Realismus vertieft gelegentlich das anschauliche Bild.

Unter den neun Romanen („Der Freibauer", „Peter Lorenz", „Der Heiland vom Binsenhofe", „Das Wirtshaus zur Kapelle", „Die Leute aus dem Dreifatale", „Der Schulze von Wolfenhagen", „Die Bauern von Siedel", „Der Hof im Ried", „Der Schuß auf den Teufel") verdienen „Der Heiland vom Binsenhofe" und „Der Schulze von Wolfenhagen", als verschieden geartete Gipfel von Schröers Darstellungskraft, besonders hervorgehoben zu werden. Wie weit der Dichter sich ihnen in seinem neuesten Werk, dem Talsperrenroman „Gottwert Ingram und sein Werk" genähert, ob er unter ihrer Höhe zurückbleiben, oder aber sie überbieten wird, muß bis zum Erscheinen der Buchausgabe vetagt werden, die nicht lange auf sich warten lassen wird.

Im „Heiland vom Binsenhofe", einem bäuerlichen Messiasroman, wird eine Erlösungsidee zum freien Bauerntum in spannender Straffung der Handlung gestaltet. „Der Schulze von Wolfenhagen" ist ein Erlöser anderer Art. In ernster Rückschau und in holzschnitthafter Prägung erzählt er sein Leben, das die Rettung eines Dorfes aus den Fängen des Trunkteufels bedeutet. Dort der blutheiße Anstieg eines bäuerlichen Kraftmenschen, der viel Herrentum in sich hat, zum Golgatha eines durch die Judastat der Menge vernichteten Erlösungswillens; hier die besinnliche Überschau der rauhen Wege eines am Ziel angelangten Reformators, der die Krönung seines Arbeitsopfers im Dienst seiner Dorfgemeinschaft selbst erleben durfte.

Erlebtes und Erdachtes in inniger Verschmelzung erfüllen „Die Flucht aus dem Alltag", das eigenpersönlichste Bekenntnisbuch des Dichters, das eine Lebensbeichte ist, fruchtbar an kräftigen Offenbarungen und mit zarten Verhüllungen umwoben. Mit dem Schicksalsbericht eines in Thüringen geborenen Torgauer Husaren: „Die Flucht von der Murmanbahn", hat Gustav Schröer ein Volksbuch aus dem letzten Kriege geschaffen, das im deutschen Schrifttum jener von Blut und Grauen erfüllten Jahre ohne Gegenbeispiel geblieben ist. Ähnliches darf von den „Deutschen Legenden" gesagt werden, einem Buch deutscher Hoffnungszuversicht, das eine Gedankenbrücke aufrichtet zwischen Golgatha und dem Kyffhäuser und zugleich unserem Volke die Wege innerer Wiedergeburt aufzuzeigen unternimmt.

Gustav Schröers Leben und sein Schaffen sind noch nicht abgeschlossen. Wer sich hineinversenkt in das Wesen seiner stillen und starken Bücher, wer mitzuempfinden vermag, wie eine frisch daherströmende Erzählerlust aus der Breite in die Tiefe dringt; wem nicht verborgen bleibt, wie der schöpferische Wille die Vielheit der einzelnen Gestaltungswünsche zur Einheit der großen inneren Formprägung bändigt, wird von der geschilderten Mittlermission dieses Erzählers überzeugt sein. Wachsend klarer wird er sich mit dem Gedanken vertraut machen, daß in der Erzählerpersönlichkeit Gustav Schröers im Herzen Deutschlands ein Wiedererwecker des Bauernromans der Gegenwart erstanden ist.

Erfurt Walter Bähr

Bücher und Schriften

Die Genesis übersetzt und erklärt von O. Procksch. Kommentar zum A. T., herausgegeben von E. Sellin. Bd. 1, 2. und 3. Auflage. Leipzig, Deichert 1924. 584 S. 15.50, geb. 18 M.

Neben Procksch haben wir an neueren Genesiskommentaren noch Gunkel und König, alle drei von ausgesprochenster Eigenart. Während bei König die Exegese dem Text in der überlieferten Reihenfolge gilt, erklärt Procksch ebenso wie Gunkel die herausgeschälten Quellenschriften, wobei er über Gunkel hinaus auch Jahwist und Elohist getrennt behandelt. Von König unterscheidet ihn die schärfere Kritik — so gibt er z. B. die Geschichte von den Ostkönigen c. 14, für Viele der Hauptbeweis für Abrahams Geschichtlichkeit, preis — und größere Freiheit im religiösen und sittlichen Werturteil. Gegen Gunkel sucht er auch hinter der Sage geschichtlichen Boden zu ergründen und den religiösen Gehalt stärker herauszuarbeiten. Überzeugend ist er da freilich weder im einen noch im andern. — Sein Leitsatz „Alle Sage enthält Geschichte" (S. 565) ist, je nachdem man den Begriff Geschichte faßt, entweder eine Selbstverständlichkeit oder direkt unrichtig. Ebensowenig ist es „die höchste Aufgabe der Sagenforschung, hinter dem Gerank der Poesie ... die Marmorlinien der Geschichte wiederzufinden"; bei der Nibelungensage z. B. würde dieser Ertrag die große Mühe der Forschung nicht lohnen. Der Schluß, daß die Patriarchen, wenn sie weder personifizierte Stämme noch depotenzierte Götter sind, als geschichtliche Gestalten anzusprechen seien, ist übereilt; wie steht es denn mit Sigfried, Krimhild usw.? Daß die Erzählungen nicht von Jahwist und Elohist geschaffen, sondern ihnen von älterer Überlieferung geboten sind, ist richtig gesehen. Aber die Konsequenzen sind zu wenig gezogen für die Exegese; und die „Überlieferung" ist eine viel kompliziertere Größe, der etwas nachzugehen sich schon lohnt.

Weil die Geschichten ihre wesentlichen Züge auf diesen Vorstufen erhalten haben, bei Jahwist und Elohist meist überraschend wenig umgestaltet und daher vielfach nur von dort aus zu verstehen sind, darf sich die Exegese dieser Arbeit nicht entziehen. Aber hier ist Procksch nirgends über Gunkel hinausgekommen, hat auch das sagengeschichtliche Material nicht zu vermehren gesucht und ist überhaupt in der Sagenforschung merkwürdig unsicher. Darf man ihm empfehlen, einmal etwas bei v. d. Leyen und Andreas Heusler in die Schule zu gehen? — Die Ausführungen über Sinn und Gehalt der Erzählungen sind feinsinnig und eindrucksvoll, scheinen mir aber öfter zu hoch zu greifen. Esau als tragische Gestalt, als das schuldlose Opfer des göttlichen Geschichtsplanes (S. 170), ist doch wohl eine für das alte Israel unerschwingliche Vorstellung. Daß „die Vätersage ihren Kern in der Religion habe" (S. 576), ist wiederum unrichtig. Die ältesten Sagen sind profan, religiös erst die jüngeren Schichten. Und ihr Glaube ist darum eben nicht der der Väter, sondern der auf die Väter zurückgetragene Glaube späterer Zeiten. — Aber gerade dank seiner Auffassung wird Prockschs Kommentar auch in dieser neuen, im Einzelnen vielfach verbesserten und ergänzten Gestalt sicherlich viele Freunde finden. Und auch wer im ganzen Gunkel vorzieht, darf doch das sorgfältig gearbeitete und reichhaltige Buch nicht außer Acht lassen. Walter Baumgartner

Der Prophet und sein Gott. Eine Studie zur vierten Ekloge Vergils von Wilhelm Weber. Leipzig, J. C. Hinrichs 1925. 158 S. 3.60, geb. 4 80 M. Beihefte zum Alten Orient, herausgegeben von W. Schubart, Heft 3.

Vergils vierte Ekloge ist jenes eigenartige Gedicht, vielleicht das geheimnisvollste in der ganzen griechisch-römischen Literatur, und wohl auch dasjenige, das die merkwürdigste Auslegungsgeschichte hinter sich hat. Im heidnischen Altertum wenig beachtet, wurde es in christlichen Kreisen um so höher geschätzt ob seiner Verwandtschaft mit den messianischen Weissagungen des Alten Testaments und hat so den Mythus von Vergil als dem begnadeten Verkünder des christlichen Messias mitbegründen helfen. Vor der rein zeitgeschichtlich-psychologischen Deutung neuerer Wissenschaft schien dieser Nimbus zu zerrinnen. Aber neuestens kommt die messianische Deutung — wenn auch natürlich nicht mehr im christlichen Sinne — wieder zu Ehren. Vor allem durch Eduard Norden, der es in die weiten religionsgeschichtlichen Zusammenhänge antiker Erlösererwartung hineinstellt. Aber während für Norden dieser religiöse Hintergrund des Gedichts und die eigentliche Absicht des Dichters, der ein Hirtengedicht schaffen will, auseinanderfallen, rückt Webers feinsinnige und tiefdringende Studie es in den Brennpunkt des geistigen Lebens Vergils, womit uns beides, der Dichter und sein Werk, noch näher kommt.

Walter Baumgartner

Huß und Wiclif. Von Johann Loserth. München und Berlin, R. Oldenbourg. 2. Auflage 1925. 250 S. 9.50 M.

Es ist eine angenehme Aufgabe, auf die Neuauflage eines so verdienstlichen Buches hinzuweisen, das zudem seit längerer Zeit vergriffen war. Das 1884 erschienene Werk wies zum ersten Male genauer die Abhängigkeit des böhmischen von dem englischen Reformer nach. Im neuen Verlag erschienen und vorzüglich ausgestattet, stellt die zweite Auflage diese Untersuchung auf noch breitere Grundlage. Mehrere Huß-Schriften (Predigten, Sentenzenkommentar u. a.) sind herangezogen, auch der Kreis der Wiclif-Schriften ist erweitert, denen die zu einem großen Teil vom Verfasser besorgte große Wiclif-Ausgabe zu Grunde liegt. — Der erste Teil, über den Wiclifismus in Böhmen, ist am wenigsten überarbeitet (man vermißt deshalb gelegentlich eine Auseinandersetzung mit der neuesten Literatur, etwa der Darstellung der Hauckschen Kirchengeschichte). — Die bisherigen Beilagen sind teilweise in den Text eingearbeitet; an ihre Stelle sind einige selbstständige Aufsätze gestellt (über böhmische Wiclif-Handschriften, über englisch-böhmische Beziehungen, den Hussitischen Klostersturm, über einen Dialog, der wohl nicht zu Unrecht vom Verfasser dem Kreise der Taboriten zugeschrieben wird und Wiclifsche Gedanken vorträgt).

Kurze Todesgeschichte des Johannes Huß. Beschrieben von dem Augenzeugen Pogius Florentinus. Konstanzer Buch- und Kunstverlag (Komm. C. Cnobloch, Leipzig) 1925. 162 S., Tafeln. Geb. 4.50 M.

Eine Art Panegyrikus auf Huß in Gestalt eines Romans in Briefen, die von dem Humanisten Poggio Bracciolini geschrieben sein wollen, von dem wir einen Bericht über die Konzils-Verhandlung gegen Hieronymus von Prag besitzen.

Man kann dem anonymen Verfasser eine gewisse Fähigkeit zu anschaulicher Erzählung und farbenreichem Ausmalen dramatischer Situationen nicht absprechen. Er schreibt in altertümelnder Sprache und hat wohl auch geschichtliche Studien getrieben, wenn ihm auch freilich zahlreiche Irrtümer unterlaufen (der Briefschreiber will Huß aus Prag zum Konzil abgeholt, dort mit Erzbischof Sbinko [† schon 1411!] gesprochen haben; das Geburtsdatum Hussens ist zu beanstanden, und dergleichen). Lobend hervorzuheben ist vor allem die rührende Zuneigung, die der Verfasser zu diesem seinem ein wenig zurückgebliebenen Produkt an den Tag legt. Man muß die Sorgfalt bewundern, mit der durch ein kostspieliges und geputztes Sprachgewand die Gebrechlichkeit des kleinen Wesens verhüllt werden soll. Darf man doch dem Autor keinen Vorwurf machen, wenn seine Geschicklichkeit der aufgewandten Mühe nicht ganz gleich kommt; denn emsig trägt er zusammen, was er finden kann an Ausgesuchtem und Wohlklingendem (dabei gehören Worte wie „Anmaßeleien", „Schwächigkeit", „schweifträgig", „schmähes Geschrei" wohl mehr zu dem Ausgesuchten als zu dem Wohlklingenden). Werden Ereignisse wie die S. 53 berichteten: „verdrucket, versticket, verschunden, mit Wunden trug man wohl mehrere Hundert ein", zu den „allgemeinen Lust- und Sonderbarkeiten" gerechnet, so ist das ja Geschmacksache, — mag auch bei so robusten Geschmacksäußerungen für manche Leser der Satz gelten: „Da kräuselt dem Hörer die Haut und die Haar zum Wirbel stoben!" (S. 38) —

Das gelbe Büchlein wird also seinen Weg schon machen, hat es doch bereits einmal, noch dazu minder prächtig ausstaffiert (1. Aufl. Berlin 1873 Huß-Comité), glücklich alle Reisefährlichkeiten überstanden!

Ignatius von Loyola's Gedanken über Aufnahme und Bildung der Novizen. Von D. Dr. Hermann Stoeckius. Langensalza, Hermann Beyer und Söhne (Fr. Mann's Pädagogisches Magazin 808). 130 S. 2.80 M.

Nach einer Voruntersuchung, die die Eigenart des jesuitischen Noviziats vor allem durch einen Überblick über die verschiedenen Ordensgelübde verdeutlicht, behandelt die Schrift mit umfassender Quellenkenntnis Aufnahmemodus und Ausbildungsweise der künftigen Mitglieder der Gesellschaft Jesu. Dabei ist besonders die Darstellung der Vorprüfung, die der Aufnahme vorangeht, oder auch die Schilderung des Lebenszuschnitts in unmittelbarer Nähe des Ignatius von hohem Interesse. Man erfährt, mit welcher Sorgfalt dieser Feldherr seine Fahnenjunker anmustert; sogar noch auf Gesundheit und gefälligen Wuchs richtet sich sein Augenmerk.

Was die Form der Darstellung betrifft, so bekundet der Verfasser eine warme, nicht ganz erwiderte Liebe zu übersichtlicher Ordnung; das Übermaß der Gliederung stört gerade die Übersichtlichkeit und ruft mit seinem fast in lauter Einzelsätze aufgelösten Satzbild den Eindruck etwa einer Gesetzessammlung hervor. Und doch ist es dem Verfasser keineswegs nur um ein Aufreihen von Regeln und Vorschriften zu tun, sondern um ein, mit oft fast zu minutiöser Detail-Schilderung, möglichst anschauliches Zeichnen der Wesensart des jesuitischen Noviziats.

Trotz mancher Absonderlichkeiten hat der gelehrte Verfasser sich mit seiner Schrift zweifellos ein Verdienst um die Erkenntnis dieses interessanten Gebietes erworben. Hermann Dörries

Auf Paul Gerhardts Segensspur. Zwei Dutzend Geschichten und Erinnerungen aus dem Leben seiner Lieder. Von Hermann Petrich, Dr. theol. Berlin SW 68, Schriftenvertriebsanstalt (Kranzverlag). 48 S. 0.50 M.

Der Verfasser einer wertvollen Gerhardt-Biographie (Gütersloh 1914) bietet hier eine billige Gedenkschrift, die zur Massenverbreitung bestimmt ist und sich dafür eignet. (50 Stück 22.50 M.) Was sie enthält, sagt der Titel. — Es jährt sich ja nun der Todestag zum 250. Mal (27. Mai). Da sei noch hingewiesen auf das feinsinnige Büchlein Paul Wernles **Paul Gerhardt** (Sammlung religionsgeschichtlicher Volksbücher, Tübingen, J. C. B. Mohr. 68 S. 0.40 M.). Umfangreicher ist das Buch von Ernst Kochs **Paul Gerhardt, sein Leben und seine Lieder.** Neue Ausgabe, 36. bis 45 Tausend. Leipzig, A. Deichert 1926. 112 S. mit Abbildungen. 1.40 M. Sch

Vom Katholizismus der Gegenwart

In den zwei letzten Monaten, während deren der Bericht infolge meiner englischen Reise aussetzte, hat der Papst nicht weniger als drei große Sendschreiben erlassen.

Die erste wichtigste Enzyklika vom 28. Februar (Oss. Rom. Nr. 50: Rerum Ecclesiae gestarum) gibt einschneidende Anordnungen über das Missionswesen. Die Missionsausstellung des letzten Jahres hat auf erhebliche Mängel der katholischen Praxis das Augenmerk gelenkt. Insbesondere sind der katholischen Welt über die deutliche Überlegenheit der protestantischen Missionsleistungen und Missionserfolge die Augen aufgegangen. Nach einem Bericht des Generalrats des Werkes der Glaubensverbreitung wurden im Jahre 1925 rund 42 Millionen Lire für die katholischen Missionen aufgebracht, während die englischen Protestanten im selben Zeitraum rund 2 Millionen Pfund (200 Millionen Lire) und die amerikanischen Protestanten 50 Millionen Dollars (1000 Millionen Lire) aufbrachten (Schönere Zukunft Nr. 29). Als Hauptgrund für die geringeren Erfolge auf den großen Missionsgebieten der asiatischen Kulturvölker wurde die in zahlreichen katholischen Missionen verfolgte Politik der Zurückdrängung des eingeborenen Klerus von der Leitung und von den verantwortlichen Stellen der Missionskirchen empfunden. Darüber kam es auf einzelnen Missionsgebieten, z. B. in Indien mit seiner stark aufstrebenden Selbständigkeitsbewegung, zu schwersten Konflikten. (Vgl. P. J. B. Hoffmann S. J.: 37 Jahre Missionär in Indien. Innsbruck, Tyrolia.) Der neueste Wechsel in der Leitung der apostolischen Delegatur für Indien (statt des Franzosen Lepicier wurde der „neutrale" Nordamerikaner Msgr. Mooney ernannt), sowie das plötzliche Eingehen des Catholic Herald of India wird mit diesen Konflikten in Verbindung gebracht (Allg. Rundsch. 1926, 5, S. 75). Im Allgemeinen traten deutsche, belgische und italienische Jesuiten und Missionare für die Rechte des eingeborenen Klerus ein und warfen den Franzosen, Spaniern und Portugiesen vor, daß sie nicht nur kein Verständnis hätten für die positive, das Christentum vorbereitende Bedeutung der indischen Religion und Gedankenwelt (hierfür kämpft die von den belgischen Jesuiten herausgegebene Zeitschrift The Light of the East), sondern daß sie geradezu die europäischen Mittel und personellen Kräfte in der Verwaltung der Eingeborenenkirche verbrauchten und zu der eigentlichen missionarischen Aufgabe gar nicht mehr kämen.

Eine besonders schmerzliche Auswirkung dieser Missionspraxis zeigte sich auf den Philippinen, deren Bevölkerung (7½ Millionen) fast ganz durch spanischen Ordensklerus dem Katholizismus zugeführt war. Als 1898 die Vereinigten Staaten von den Inseln Besitz ergriffen, wurden über 800 spanische Priester und Ordensleute ausgewiesen, und die wenigen einheimischen Kleriker sowie die katholischen Hilfskräfte aus Amerika konnten den Massenabfall nicht hindern; eine über zwei Millionen zählende „Nationalkirche" unter einem einheimischen romfreien Bischof Aglipay und zahlreiche protestantisch-amerikanische Unternehmungen der JMCA usw. traten das Erbe der römischen Mission an.

Aus diesen Erfahrungen heraus ist die Missionsenzyklika des Papstes zu verstehen, welche die Heranbildung und Verwendung eines einheimischen Klerus in leitenden Stellungen der Missionskirchen, und zugleich eine stärkere Abgabe von Priestern aus den heimatlichen Diözesen an das eigentliche Missionswerk fordert. Zunächst werden die Bischöfe der heimatlichen Diözesen ermahnt, die Erziehung von eingeborenen Klerikern und Heidenkindern noch mehr in der Weise zu befördern, daß einzelne Freistellen in den Priesterseminaren oder andern geeigneten Instituten der Heimat geschaffen werden. („Werk des heil. Petrus" und „Vereinigung der heiligen Kindheit Jesu", welchen die neue Modeheilige Therese von Lisieux als Patronin vor kurzem gegeben worden ist.) Sodann werden die Missionsbischöfe aufs strengste angehalten zur Einstellung und Beförderung eingeborener Priester, zur Errichtung einheimischer Priesterseminare und zur Einführung kontemplativer Orden, die in manchen Missionsgebieten neben den aktiveren Missionskongregationen sehr segensreich und für viele Heiden anziehend wirken könnten.

Ein zweites Schreiben des Papstes ist an Kardinal van Rossum, als Titelpriester der die Kreuzesreliquien in Rom enthaltenden Kirche S. Croce in Gerusalemme auf dem Coelius-Hügel gerichtet (28. April, Oss. Rom. Nr. 97). Es handelt vom sechszehnhundertjährigen Gedächtnis der Kreuzauffindung durch Helena, die Mutter Konstantins. Darin wird zunächst die Legende als geschichtliches „durch viele Geschichtsforscher bewiesenes" Ereignis erzählt; sodann wird mit den Worten des syrischen Kirchenvaters Ephraem und anderer Kirchenväter ein Hymnus auf den Segen des Kreuzes angestimmt. Die Kreuzreliquien sollen in glanzvolleren Behältern aufbewahrt werden; für fünfmaligen Besuch irgend einer dem Heiligen Kreuz geweihten Kirche gewährt der Papst einen vollkommenen Ablaß, der außerhalb Roms als Jubiläumsablaß erworben werden kann.

Die dritte sehr umfangreiche Enzyklika vom 7. Mai (Rite expiatis, Oss. Rom. 105) gibt zur Feier des 700jährigen Todestags des heiligen Franziskus von Assisi eine ausführliche Darstellung des Lebenswerks des seraphischen Heiligen, der in breiter geschichtlicher Apologetik gegenüber den neueren Darstellungen seiner nichtkatholischen Bewunderer als guter Katholik und ergebener Diener des Papsttums dargetan wird. Es gehe nicht an, die Heiligen der Kirche des übernatürlichen Charakters ihres Gnadenlebens zu entkleiden und sie lediglich wegen ihrer Verdienste um den Fortschritt der Wissenschaften und Künste oder wegen ihrer für das Vaterland und die menschliche Gesellschaft geleisteten Werke zu feiern. Erinnerungsfeiern und Pilgerfahrten sollen im Geiste und nach dem Beispiel der Heiligen gehalten werden.

Auch an den Präsidenten der Azione cattolica hat der Kardinalstaatssekretär ein Schreiben gerichtet (7. März), wonach alle weltlichen Franziskusfeiern nach Tunlichkeit unterbleiben sollen. Der heilige Franziskus sei zwar ein besonderer Ruhm für die Italiener; aber sie benutzen ihn nicht gleichzeitig als Vorbild und Patron, der sie besser machen solle. Empfohlen wird dann insbesondere in der Enzyklika wie in diesem Schreiben der dritte Orden des heiligen Franz zur Erweiterung des für unsere Zeit so notwendigen Laienapostolats.

*

Über das Wesen der vom Laienapostolat zu leistenden „Katholischen Aktion" hat der Papst in letzter Zeit bei mehreren Gelegenheiten sich ausgesprochen. Er nannte vier fundamentale Eigenschaften der Azione cattolica:

1. Die Katholische Aktion ist eine eigentümliche Angelegenheit der Laienwelt, welcher verschiedene und interessante geschichtliche Vorläufer im Leben der Kirche den Weg geebnet haben (Gedanke der allseitigen Mitarbeit der Laien).

2. Sie ist eine organisierte und nicht auf das einzelne Individuum gestellte Aktion, gerichtet gegen die atomistische Auffassung von der Gesellschaft, wie sie der liberalen Doktrin eigen ist, und zwar in richtiger Weise durch und durch organisiert, wie dies noch nie der Fall war (also antiliberale Gemeinschaftsidee).

3. Sie ist eine Aktion der Wiederherstellung und des Wiederaufbaus der Gesellschaft aus dem christlichen Geist, in dem sie strebt, alle Äußerungen des öffentlichen Lebens, des kulturellen, des politischen wie des ökonomischen, mit den Lehren der Religion und den Grundsätzen der katholischen Moral zu durchdringen und besonders das christliche Gewissen wieder so zu bilden, daß die Gebote der Religion nicht bloß im privaten Leben, sondern vor allem auch im öffentlichen Leben volle Geltung erlangen (also radikale und universale Sozialethik des Christentums).

4. Sie ist eine Aktion, die unter der Leitung der Kirche steht, ohne welche sie ihrer Kraft, ihres Ziels und des göttlichen Schutzes entbehren würde. (Vgl. Das neue Reich Nr. 17. 21; Schönere Zukunft Nr. 26.)

*

In den mexikanischen Kulturkampf, der nach den Meldungen katholischer Blätter immer heftigere Formen anzunehmen scheint, hat der Papst jüngst (20. April, Oss. Rom. 91) mit Veröffentlichung einer Bulle vom 8. Februar an die mexikanischen Bischöfe eingegriffen. Er mahnt zur Geduld und warnt sie zugleich vor jeder Einmischung in die politischen Streitfragen. Auch hier wird die „katholische Aktion" der Laien zur Durchführung des kirchlich und kirchenpolitisch Notwendigen empfohlen und anerkannt. Als Ursache der Bulle wird angeführt die entgegen einem vorherigen Schriftwechsel der Regierung mit der Kurie erfolgte Landesverweisung des päpstlichen Legaten und der behördliche Versuch einer schismatischen Nationalkirchenbildung.

Gleichzeitig mit der Veröffentlichung dieser Bulle wurde ein neuer apostolischer Delegat für Mexiko ernannt, dem zunächst erklärt wurde, man werde ihn nicht bestätigen, aber auch nicht beunruhigen, solange er die religiöse Gesetzgebung des Landes nicht verletze. Neuestens (New York Herald vom 17. Mai, Augsb. Postztg. 113) kommt die Nachricht, daß auch dieser neue Delegierte des Papstes schon wieder ausgewiesen worden sei. Über den Kampf der sozialistischen Regierung in Mexiko gegen die katholische Kirche unterrichtet auf Grund der amerikanischen katholischen Zeitungen sehr ausführlich die Salzburgische Kath. KZ. Nr. 16. In einem Teil der katholischen Presse Deutschlands (vgl. Augsb. Postztg. 101 u. 102) wurde bemängelt, daß die Ende April durch Deutschland reisende mexikanische Studienkommission auch von katholischen Zeitungen und Rednern begrüßt worden sei, obwohl sie von dem Freimaurer Calles, dem gegenwärtigen Präsidenten der mexikanischen Republik abgesandt wurde, welcher, ein getaufter Jude und früherer protestantischer Geistlicher, der Führer dieses antikatholischen Kulturkampfes sei.

*

Bei der Feststellung der Wunder eines neuen Seligen (P. Andreas Hubert Fournet, des Stifters einer Schwesternkongregation in Frankreich) hat der Papst (25. März; Oss. Rom. 71) sich sehr ausführlich über den katholischen Wunderbegriff geäußert. Heutzutage widerstreite die Wissenschaft nicht mehr dem Wunder; nein, im Gegenteil stelle sie es erst recht fest. — In sechs weiteren (männlichen und weiblichen) Seligsprechungsprozessen ist die nötige Zahl von Wundern festgestellt worden. Auch diese neuen Seligen sind sämtlich romanischer Herkunft, zu-

meist Franzosen. Die Seligsprechung Fournets (* 1752 † 1833) fand am 16. Mai statt (Oss. rom. 112).

*

Der Wechsel im Generalsekretariat des Fascio, der zu Ostern erfolgte, wurde in katholischen Kreisen so empfunden, daß Farinacci, der dem Kardinalstaatssekretär gegenüber sich verrannt hatte (CW 4 Sp. 198), von Mussolini um der vatikanischen Politik willen preisgegeben worden sei. In faszistischen Kreisen wird betont, daß Farinacci schon längst an seinen Redaktionstisch der „Cremona Nuova" hätte zurückkehren wollen und daß sein Nachfolger Turati sein getreuester Schüler sei. Jedenfalls ist der Regierungsentwurf zur Reform der Kirchengesetze bis jetzt an die Kammer nicht weitergegeben worden. Auch sonst wird von Mussolini mit aller Emphase die kirchliche Haltung gewahrt. Auf seiner Reise nach Tripolis hatte der Armeebischof Msgr. Tonizza, dessen Stellung mit all seinem nachgeordneten Klerus jetzt etatisiert wurde, den Ehrenplatz inne. In Tripolis wurde eine Nachbildung der Genueser Schutzmadonna mit großen Zeremonien durch den Erzbischof von Genua aufgestellt. (Siehe auch CW 8 Sp. 414.) In der Universität zu Rom wurde die seit Jahrzehnten profanen Zwecken zugewiesene Kapelle des Heiligen Ivo unter pomphaftem Zusammenwirken von staatlichen und kirchlichen Behörden wieder für den Kultus geweiht. Dort erhielt der derzeitige Rektor der Sapienza, der Jude De Stefani, kurz darauf die Taufe.

*

Zwischen Litauen und der Kurie (vgl. zuletzt CW 1925 Nr. 48/49 Sp. 1118) sind die Verhandlungen zwar nicht mit einem Konkordat, sondern mit einer Cirkumskriptionsbulle (Litianorum gente) zum Abschluß gekommen: Kaunas (Komno) wird Metropolitansitz; ihm unterstehen vier neue Bistümer (Telschiai, Panevez, Vilkewiski und Kaisedor); dazu kommt das Memelgebiet (mit seiner deutschen Bevölkerung) als exemte praelatura nullius, mit dem Sitz des Prälaten in Klaipeda. Der Außenminister, Prälat Dr. Reynis, der die Verhandlungen zum Abschluß führte, wurde zum Koadjutor eines der neuernannten Bischöfe bestimmt.

Den apostolischen Legaten für Litauen, Lettland und Estland Msgr. Zechini lehnte die litauische Regierung ausdrücklich ab, so daß dessen Vollmachten auf Lettland beschränkt wurden.

Das Konkordat mit Jugoslavien ist nicht weiter gekommen. Der Ministerpräsident Raditsch hat sich als „Gegner jeder Zusammenarbeit mit den Pfaffen" erklärt.

In der Tschechoslowakei droht wieder die Husfeier (6. Juli). Über die Neuordnung der Bistümer schweben immer noch Verhandlungen (vgl. Sp. 200), und die Regierung scheint auch zu Konzessionen bereit. Aber in die Husfeierlichkeit will sich „die souveräne Tschechoslowakei von Niemandem, am wenigsten vom Vatikan etwas dreinreden lassen".

*

Der Jesuitenpater d'Herbigny, Leiter des päpstlich-orientalischen Instituts, ist von seiner Reise durch Sowjetrußland nach Rom zurückgekehrt und hat die offizielle Botschaft von der Sowjetregierung mitgebracht, daß man in Moskau einer Neuordnung der katholischen Organisation in Rußland keine Schwierigkeiten bereiten werde.

Der im Exil in Nordamerika gestorbene, ehemalige Erzbischof Cieplak aus Rußland wurde in der Kathedrale zu Wilna beigesetzt. Die Behandlung der Bischöfe aus der Union (von Przemysl und Lemberg) durch ihre polnisch-katholischen Kollegen bei dieser Leichenfeier muß (nach der Salzburg. Kath. KZ. 19) nicht gerade erfreulich gewesen sein.

Der bisher russisch-orthodoxe Erzbischof Bedenski, der sich noch am Unionskonzil der russischen Kirche in Moskau im Herbst 1925 führend beteiligte, hat sich dem unierten Ritus der römisch-katholischen Kirche angeschlossen.

Das über Pfingsten auf dem Athos sich versammelnde Konzil der gesamten orthodoxen Kirche, das auch die Fragen der Union bzw. Zusammenarbeit mit den Kirchen des westlichen Christentums behandeln soll, begegnet in der römisch-katholischen Presse aller Länder der erwartungsvollsten Beachtung.

*

Der Osservatore Romano Nr. 28 und 29 bringt in zwei anschaulichen Artikeln, die auf einem Aufsatz der Civiltà Cattolica (Januar 1926) beruhen, Nachrichten von der protestantischen Propaganda fast aller einzeln aufgezählten Denominationen in Brasilien. Fast in allen Diözesen seien nicht unbeträchtliche Erfolge erzielt worden. Besonders ausführlich wird der Kampf um einen Predigtplatz am Wallfahrtsort Apparecida geschildert. Daß es sich bei dieser von Nordamerika ausgehenden Propaganda letztlich um die Selbständigkeit Brasiliens handle, werde auch von den brasilianischen Staatsmännern anerkannt. Die Katholiken der Vereinigten Staaten werden aufgefordert, hier „nach dem Rechten zu sehen".

*

Die Osterreise des Berliner Nuntius Msgr. Pacelli nach Rom und dessen Berichterstattung über „alle Probleme der katholischen Kirche in Deutschland" (Germ. 171), die am selben Tage stattfand wie der Empfang von 180 Mitgliedern des Jungdeutschlandbundes durch den Papst, kann wohl so gedeutet werden, daß nicht nur über die Krisis im deutschen Katholizismus gesprochen wurde, sondern daß auch in den Vorverhandlungen über ein deutsches, oder wahrscheinlicher preußisches Konkordat ein gewisser Ruhepunkt erreicht sei. Ob jedoch das anläßlich der Papstkrönungsfeier (12. Februar) an den Kardinalstaatssekretär Gasparri ergangene Handschreiben des Reichspräsidenten von Hindenburg und die Überreichung einer Dankmedaille für „die hohen Verdienste" der Kurie um die „Fürsorge für die deutschen Zivil- und Kriegsgefangenen" und „zur Linderung des großen Elends, das sich nach dem Kriege in Deutschland eingestellt hat", mit den Konkordatsverhandlungen in Verbindung zu bringen ist, wie in einem vielbeachteten Artikel der Tägl. Rundsch. von Dr. G. Ohlemüller geschieht, ist mir noch zweifelhaft. Jedenfalls ist mit dem bekannten Sachverständigen in Sachen der Konkordate und des katholischen Kirchenrechts Prof. D. Mirbt in Göttingen zu fordern, daß „der Konkordatsentwurf, wie es dem demokratischen Staatswesen entspricht, rechtzeitig veröffentlicht und der öffentlichen Kritik preisgegeben wird" (DEK Nr. 19).

*

Schon seit Jahren erwarteten die Beobachter der katholischen Bewegung in Deutschland, daß die Verlegung der theologischen Lehranstalt der deutschen Jesuiten aus Valkenburg in Holland nach irgend einem Orte in Deutschland mit Notwendigkeit kommen und, wo auch immer die Entscheidung falle, viel Staub aufwirbeln werde. Nun ist die Bombe geplatzt. Obwohl sich die katholischen Blätter immer noch in völliges Schweigen hüllen, hat das „Wiesbadener Tageblatt" vom 3. Mai und die „Frankfurter Ztg." vom 5. Mai die Nachricht gebracht, daß der Jesuitenorden zusammen mit dem Bischof von Limburg das Anwesen des Bankiers von Grunelius in Oberrad bei Frankfurt a. M. erworben habe und daß dorthin nicht nur vom 1. Juni d. J. ab die theologische Hochschule der Jesuiten aus Valkenburg verlegt werde, sondern daß zugleich auch die Ausbildung des Weltklerus der Diözese Limburg, die bisher im Priesterseminar in Fulda stattfand, dem neuen Frankfurter Jesuitenkolleg übergeben werden soll. Das würde 1. eine Schwächung der Fuldaer Philosophisch-Theologischen Lehranstalt bedeuten, die schon bedroht ist durch die Absicht des Bischofs von Meißen, die sächsischen Priesterzöglinge, die bisher in Fulda ausgebildet wurden, in einer eignen sächsischen Lehranstalt auszubilden. Daß man katholischerseits damit rechnen sollte, die alte Fuldaer Tradition der ehemaligen Universität und theologischen Schule, die bis auf Hraban Maurus, den Schüler des Bonifatius zurückgeht, zu Gunsten des neuen Jesuitenkollegs ganz abzubrechen oder auf ein Minimum zu reduzieren, ist kaum anzunehmen. Aber 2. wird davon gesprochen, daß aus dem neuen Jesuitenkolleg in Frankfurt nach dem Muster von Innsbruck die noch fehlende theologische Fakultät der Frankfurter Universität entstehen könnte, ja diese Gedanken sollen auch schon an Regierungsstellen herangebracht worden sein. (Vgl. DEK Nr. 19.)

Inzwischen hat eine Berichtigung (Germ. Nr. 219) festgestellt, daß die theologischen Jahrgänge der Limburger Klerikerzöglinge in Fulda bleiben sollen; nur die philosophische Ausbildung soll nach Frankfurt verlegt werden. Und von einer Vereinignug mit der Frankfurter Universität soll keine Rede sein.

*

Eine der wichtigsten Erscheinungen des neueren Katholizismus ist das Anwachsen der Exerzitienbewegung, die mit der Ausdehnung des Laienapostolats und der „katholischen Aktion" aufs engste zusammenhängt. Über sie ist auf dem Stuttgarter Katholikentag von 1925 auf Grund der Konstitution des Papstes Pius XI. vom 25. Juli 1922 (Acta Apost. Sedis 14, 420—22) ausführlich verhandelt worden. Das Eigentümliche daran ist die allseitige systematische, auf der Grundlage der ordentlichen Seelsorge unter bischöflicher Oberleitung durch die einzelnen Ordensspezialitäten vor sich gehende Laienausbildung in kirchlicher Frömmigkeit und für kirchliche Ziele.

An allen Kirchtüren sind die amtlichen Exerzitienkalender der Diözese angeschlagen, die von Vierteljahr zu Vierteljahr länger werden. Für die Zeit vom 1. Januar bis 30. Juni 1926 wurden in der Erzdiözese Köln in 22 Exerzitienhäusern 387 mehrtägige Exerzitiengelegenheiten für alle Stände, Altersstufen und Geschlechter (darunter z. B. für Ledigbleibende, für Haushälterinnen und Schwestern von Geistlichen, für Chorsänger und Küster, für Altexerzitanten und Altexerzitantinnen, Sozialbeamtinnen, Abiturienten, Studenten und Studentinnen, in München auch für Reichswehr- und Polizeimannschaften usw.) vorgesehen. Eigene Exerzitienheime bestehen bis Ende 1924 in Deutschland 197 (unter Leitung der Benediktiner 11, der Jesuiten 13, der Franziskaner 21 usw.). Besondere Exerzitien werden auch für Nichtkatholiken abgehalten. Immer stärker bilden dabei die einzelnen Ordensfamilien ihre besonderen Typen heraus. Vgl. darüber den sehr instruktiven Vortrag von Dr. G. Ohlemüller in der Zeitschrift „Die Innere Mission in Deutschland" 1926, Heft 5. Von

katholischer Seite vgl. neuestens Dr. P. Erhard Schlund, Exerzitien und Exerzitienbewegung (Verlag Dr. Franz A. Pfeiffer, München 1926).

*

Ein Spiegelbild der verschiedenen Auffassungen über die Kulturaufgaben des deutschen Katholizismus in der Gegenwart ist das von dem Herausgeber der „Kölnischen Volksztg." Dr. Houben herausgegebene Schriftchen „Die Rückkehr aus dem Konzil". Unter diesem Titel hat der Kölner Studienrat und Privatdozent für Philosophie Peter Wust im Mai 1924 in der „Köln. Volksztg." zwei Artikel veröffentlicht, worin er sehr enthusiastisch das erwachende Kulturbewußtsein der deutschen Katholiken begrüßte und die Überzeugung vertrat, daß die katholische Weltanschauung und der katholische Glaube von neuem die Welt zu erobern und ihre längst verlorene Autorität wiederzugewinnen beginne. Dieser Kulturoptimismus hat ein weitgehendes Echo teils zustimmender teils ablehnender Art in katholischen Kreisen gefunden. Houben hat nun all diese Stimmen (Przywara, Muckermann, Platz, Funk, Eberle, v. Kralik u. A.) gesammelt und im Verlag von L. Schwann in Düsseldorf herausgegeben. Dr. Wust bringt ein temperamentvolles Schlußwort gegen die „Gesättigten und Genügsamen", die einfach ihr „Exil" nicht verspürt und zugegeben hätten. Wir werden auf die ganze Frage des Verhältnisses des Katholizismus zur Kultur in der Gegenwart in größerem Zusammenhang noch wiederholt zurückkommen müssen.

*

Der ehemalige Abt der Benediktinerabtei Emaus in Prag, Schachleitner, der, 1920 aus der Tschechoslowakei ausgewiesen, in München der völkischen Bewegung sich angeschlossen hat, hielt am 21. März in der Allerheiligenhofkirche in München eine Predigt über die Karfreitagsheiligung, worin er der Forderung der Protestanten, daß der Karfreitag als allgemeiner Feiertag gefeiert werden solle, Recht gab. Daraufhin wurde ihm, wie er am Sonntag den 10. April nach der Messe vom Altar aus mitteilte, „von höherer Stelle" die übliche Predigt zu halten verboten. (Augsb. Postztg. 83.)

Im Zusammenhang damit wurde die Feier des Karfreitags in ganz Bayern neu erörtert, z. B. in einer sehr wertvollen, das geschichtliche und rechtliche Material zusammenstellenden Abhandlung des Weihbischofs von Bamberg Dr. Adam Sänger, Augsb. Postztg. 95. Der Standpunkt der Katholiken ist im Allgemeinen der, daß sie den Karfreitag in ganz Bayern als gesetzlichen Feiertag einführen zu lassen bereit sind, wenn die Protestanten zugleich für die allgemeine gesetzliche Feier des Fronleichnamtags sich einsetzen. Demgegenüber vertreten die Protestanten die Forderung, daß der Karfreitag als hoher Feiertag der gesamten Christenheit nicht zum Gegenstand eines Kompromisses gemacht werden könne, daß jedoch ein solches für den Fronleichnamstag in der Weise möglich und erwünscht sei, wenn zugleich mit ihm der Reformationsgedächtnistag (31. Oktober) als gesetzlicher Feiertag in ganz Bayern eingeführt würde.

*

Im letzten Heft der Acta Apost. Sedis (vom 6. April, XVIII, 132—138) ist in zusammenfassender und abschließender Weise das Aktenmaterial über die römische Entscheidung vom 13. Juni 1925 veröffentlicht, in der das absolute Verbot der studentischen Mensur endgültig ausgesprochen wird.

Verschiedentlich versuchte man früher, auch von bischöflicher Seite in Deutschland, die Bestimmungsmensur von dem Begriff des Zweikampfs mit tötlichen Waffen auszuschließen.. Die Fuldaer Bischofskonferenz vom 24. August 1924, die um Entscheidung darüber angegangen worden war, beschloß eine definitiva huiusce dubii solutio beim heiligen Stuhl zu erbitten. Die Konzilskongregation hat nun eine authentische Erklärung dahin abgegeben, daß auch die studentischen Mensuren unter die Strafbestimmung des Trienter Konzils (sess. 25 c. 19 de ref.) fallen. Vgl. den aufschlußreichen Aufsatz von Prof. Dr. A. Knecht in der Sonntagsbeilage der „Augsb. Postztg." vom 1. 5. und die Broschüre von Hermann Hagen: Ehre und Ehrenschutz des katholischen Akademikers, München 1925.

*

Die Bischöfe von Passau, von Würzburg und von Rottenburg haben Kundgebungen gegen die Teilnahme von Katholiken an der Abstimmung für die Fürstenenteignung erlassen. Daß trotzdem zahlreiche katholische Christen sich für das Volksbegehren eingesetzt haben, bezeichnete der frühere sozialdemokratische Innenminister Sollmann in einem Artikel des „Vorwärts" („Tatchristen und Wortchristen") als ein Krisenzeichen des Katholizismus. Vgl. dagegen den Artikel in „Augsb. Postztg." Nr. 75: „Das Volksbegehren eine Krise des Katholizismus". Immerhin scheint eine einhellige Kundgebung des gesamten deutschen Episkopats nicht zustande gekommen zu sein; Bischof Antonius von Regensburg hat die Haltung zum Volksbegehren ausdrücklich dem Gewissen des einzelnen Gläubigen anheimgestellt (CW 9 Sp. 465).

Marburg Heinrich Hermelink

Wöchentliche Chronik

Landesbischof D. Behm hat im kirchlichen Amtsblatt für Mecklenburg-Schwerin eine Erklärung gegen die Fürstenenteignung veröffentlicht.

Der Berliner Magistrat hat an den Minister des Innern ein Schreiben wegen Verlängerung der Polizeistunde gerichtet, in dem es heißt: Gegenüber den ethischen Einwendungen bezüglich der Verlängerung der Polizeistunde müßten die wirtschaftlichen und handelspolitischen Momente den Vorrang erhalten. Die Heranziehung der für Deutschlands Volkswirtschaft wertvollen und willkommenen Ausländer sei aussichtslos, wenn die Gast- und Unterkunftsstätten vermeidbaren polizeilichen Beschränkungen unterworfen sind.

Die AEvKZ 18 bemerkt gegenüber dem Bedauern von Pfarrer Radecke, daß die Presbyter in Köln (CW 7 Sp. 357) sich in dieser äußerlichen Frage auf das Gewissen berufen: „R. scheint außer Stande, sich in das Gewissen eines Presbyters hineinzudenken, dem es in der Kehle würgt, wenn er einem Mann, der den Glauben der Kirche ablehnt, Dienst im Gotteshaus tun soll."

Auf dem Thüringer Landeskirchentag wurde ein Antrag auf Aufbesserung der Pfarrgehälter, insbesondere Aufrückungsmöglichkeit in die 11. Klasse gestellt, aber von den Pfarrern abgelehnt, weil sie auch ihr Teil der Volksnot tragen wollten.

In Mecklenburg-Schwerin ist die dritte Religionsstunde an den Volks- und Bürgerschulen des Landes seit Ostern eingeführt.

Kirchenpräsident D. Veit hat zwecks Ausführung des Staatsvertrages Bayerns mit der Kirche eine Verordnung für die Beaufsichtigung des evangelischen Religionsunterrichts erlassen, wonach in der Regel die Dekane die Volksschulen alle zwei Jahre zu besuchen haben. Die Religionslehrer müssen ein Tagebuch über den von ihnen erteilten Religionsunterricht führen. Der mit dem Besuch des Religionsunterrichts Beauftragte hat sich auch persönlich in Ansprache oder Unterweisung an die Klasse zu wenden. Er soll prüfen, ob der Religionslehrer den Stoff den Kindern innerlich nahe zu bringen bemüht ist; ob er sich an den Lehrplan hält; ob der Inhalt des Stoffes den Kindern zu sicherem Besitz geworden, das Tagebuch richtig geführt ist; ob die Schuljugend sich am gottesdienstlichen Leben beteiligt und der Religionsunterricht in Übereinstimmung mit den Grundsätzen der Kirche steht. Bei Beanstandungen ist an die staatliche Aufsichtsbehörde zu berichten. Die Dekane oder ihre Stellvertreter erstatten über die Ergebnisse ihrer Schulbesuche zusammenfassende Berichte an den Landeskirchenrat.

Abbau der Sonntagsruhe. Das bayrische Sozial- und Handelsministerium verfügte: Bäckereien dürfen künftig an Sonn- und Feiertagen, mit Ausnahme des zweiten Oster-, Pfingst- und Weihnachtstages, drei Stunden offen halten, und in der Zeit vom 1. 4. bis zum 30. 9. kann in derselben Weise auch der Verkauf von frischem Gemüse, Obst und Fleisch zugelassen werden. In Gegenden mit zerstreuter Siedelung, in denen die bäuerliche Bevölkerung ihre Einkäufe gern am Sonntag erledigt, darf auch der Verkauf anderer Gegenstände am Sonntag und in Gegenden mit besonders starkem Sonntagsfremdenverkehr der Verkauf von Fremdenartikeln, Tabakwaren, Süßigkeiten und Blumen auf fünf Stunden gestattet werden. Die Beschäftigung der Angestellten in dieser Zeit ist erlaubt; ihnen muß aber für jeden Fall solcher Feiertagsbeschäftigung innerhalb längstens vier Wochen ein halber Arbeitstag freigegeben werden. In der Regel ist die Sonntagsbeschäftigung der Angestellten nur zweimal, in Städten von über 10 000 Einwohnern nur einmal monatlich zulässig. FZ 327

Es gibt in Deutschland und Deutsch-Österreich 2500 Jugendherbergen. Für Jugendfahrten ist am 1. Mai wieder die 50 % Fahrpreisermäßigung eingeführt.

Im August 1925 kämpften in Deutschland noch 30 000 Studenten mit harter täglicher Not und 20 000 waren nicht in der Lage, sich die notwendigen Studienmittel zu verschaffen.

Die Gemeinschaft Proletarischer Freidenker hat im sächsischen Landtag einen Gesetzentwurf eingebracht, in dem es heißt: „Personen unter 10 Jahren darf Religionsunterricht nicht erteilt werden. Auch dürfen sie nicht vor der Zeit des Schulunterrichts (auch nicht in den Freizeiten) zum Gottesdienst oder ähnlichen kirchlichen Übungen herangezogen werden. Zuwiderhandlungen werden an den Veranstaltern oder an den Eltern mit Geld oder Einschließung (Haft) bestraft."

Nach sozialistischen Blättern sollen in Deutschland 118 Kirchen in letzter Zeit erbaut worden sein. In Preußen sind dagegen in den letzten fünf Jahren nur 42 Kirchen neu erbaut worden, davon 14 Ersatzbauten; es baute nicht die Kirche, sondern die Gemeinde.

Reichsminister Stresemann hat zu einem Tee zum Besten der ärztlichen Mission in China in seine Villa eingeladen, 200 Personen erschienen. Es sprachen der Mediziner Prof. Aschoff aus Freiburg und Missionsdirektor Witte.

Der erste Missionsfilm ist vom Arbeitsfeld der Herrnhuter Missionare in Suriname aufgenommen worden.

Die Basler und die Canarische Mission haben sich angesichts ihrer gemeinsamen Aufgabe in Indien vereinigt

unter Aufrechterhaltung der Unabhängigkeit der Verwaltung des Gebiets der einzelnen Gesellschaften und ihres Titels. Eine von je drei Vertretern jeder Gesellschaft beschickte indische Kommission nimmt die gemeinsamen Interessen in Indien und in der Schweiz wahr.

Die Basler Mission ist auch für den unter britischem Mandat stehenden Teil von Kamerun als selbständig arbeitende Gesellschaft anerkannt worden.

Das britische Kolonialamt hat der Neukirchener Mission gestattet, in ihre Arbeit am Tana in Britisch-Ostafrika zurückzukehren.

In Angola im Gebiet der Bischöflichen Methodistenmission ist eine afrikanische Missionsgesellschaft im Entstehen; die eingeborenen Christen entsenden eingeborene Prediger mit eigenen Mitteln auf entfernte Außenposten.

Nach dem neuesten Handbuch der Baptisten zählt die Baptistenkirche in der ganzen Welt 10 276 179 Mitglieder.

Die Öffentlichen Häuser in Straßburg und Hagenau sind am 1. Februar geschlossen worden. Auch in Paris wird gegen die Reglementierung der Prostitution Sturm gelaufen.

Die Kirche von England hatte einen Aufruf für den Abbruch des Generalstreiks erlassen und Vermittlungsversuche angestellt. Lloyd George sagte im Unterhause, der Streik könne nur unter den Bedingungen des Aufrufes der Kirche geschlichtet werden.

Litauen hat kein Konkordat abgeschlossen (CW 8 Sp. 414). Es handelt sich um ganz einseitige Festsetzungen von Seiten der Kurie, an denen die litauische Regierung nicht beteiligt ist.

Die Zentrale der Christlichen Vereine junger Männer in Newyork hat eine Million Dollar für den Bau zweier Heime in Lodz und Warschau bestimmt.

An der Krakauer Universität ist ein Lektorat für Neuhebräisch errichtet worden, neben Prag das einzige in Europa.

Die reformierte Kirche in Ungarn besitzt vier theologische Fakultäten, in Budapest (65 Studierende), Papa (41), Sarospatak (67) und Debreczen (90). Für die evangelische Kirche A.C. hat die ungarische Regierung eine Fakultät in Sopron errichtet.

Die jüdische Bevölkerung in Palästina hat Protestversammlungen gegen den neuen Kurs der englischen Verwaltung gehalten, die die meisten Juden in der Gendarmerie entlassen hat. Von der Exekutive der Zionisten wird verlangt, daß sie beim Völkerbund vorstellig werde und Maßnahmen zur Aufstellung selbständiger jüdischer Truppenkörper treffe.

In Kairo tagt der Muhammedanische Kongreß, der über die Schaffung eines Kalifats in Mekka beraten soll. Der Rektor von Al Azhar eröffnete ihn. Es fehlen Vertreter aus Indien, Persien usw., weil er zu sehr unter ägyptisch-englischem Einfluß stehe.

In Indien ist es wieder zu blutigen Zusammenstößen zwischen Hindus und Mohammedanern gekommen.

Ein von vielen Christen unterzeichnetes Flugblatt aus der Provinz Schansi in China wendet sich gegen die Verbindung der christlichen Kirche in China mit dem Auslande, weil die meisten ausländischen Lehrer die Chinesen als nicht auf gleicher Stufe mit ihnen stehend ansehen, weil das Evangelium unter Gewaltanwendung ins Land gekommen ist, weil nicht alle englischen Missionare auf seiten der Chinesen in der Beurteilung von Schanghai stehen, weil die chinesischen Pastoren als Handlanger der Weißen angesehen werden, da sie finanzielle Unterstützung von diesen annehmen. Es wird vorgeschlagen, daß die chinesische Kirche wie die ersten Christengemeinden die Muttergemeinde unterstützen und nicht von ihr sich erhalten lassen solle. Die Pastoren sollen keinen festen Gehalt bekommen, sondern wie Paulus ihr Brot auf andere Weise verdienen. Kirchen seien ebensowenig nötig wie in der ersten Christenheit. Bei der Errichtung unabhängiger Gemeinden soll mit denen, die unter Leitung englischer Missionare stehen, der Anfang gemacht werden.

In Peking ist ein Religionskartell gebildet zur Verteidigung und gegenseitigen Unterstützung der Religionen gegenüber der anti-religiösen Bewegung; bei der Eröffnungssitzung waren Buddhismus, Taoismus, Islam, Russische Kirche, Katholizismus und Protestantismus vertreten.

Bei dem Chicagoer Eucharistischen Kongreß sollen am 21. Juni in der Mitternachtsmesse zwei Millionen Kommunionen in einer einzigen Stunde und in einer einzigen Stadt gehalten werden. Außer dem Chicagoer Klerus sollen 3—4000 Priester zugezogen werden. Da die 250 Kirchen und Kapellen Chicagos die Menge nicht fassen können, werden tausend neue Altäre aufgestellt; die katholischen Frauen Chicagos arbeiten seit einem Jahre an den mehreren tausend Meßgewändern dafür. Die Katholiken Chicagos brachten 200 000 Dollar für den Kongreß auf.

Von Personen. Ernannt: D. Friedrich Siegmund-Schultze in Berlin zum Honorarprofessor in der philosophischen Fakultät daselbst mit Lehrauftrag zur Jugendkunde und Jugendwohlfahrt; Privatdozent Lic. Karl Albrecht Bernoulli in Basel zum a. o. Professor daselbst. Beauftragt: Pfarrer D. Wilhelm Frankenberg in Marburg mit Vorlesungen über Judentum, orientalisches Christentum und Islam. Promoviert: Professor Johannes Hänel in Münster zum D. von Greifswald, Landeskirchenratspräsident Dr. jur. Karl Fleischmann in Speier, Oberkirchenrat Eugen Mayer in Landau, Rev. George Richards in Lancaster, Penns., Präsident der Reformierten Kirche in den Vereinigten Staaten, zu DD. von Heidelberg, Professor Choisy zum D. von Edinburg. Gewählt: Lic. Dr. Helmut Schreiner, Vorsteher der Hamburger Stadtmission, zum Vorsteher der Stadtmission in Spandau als Nachfolger von Pastor Bunke; Pfarrer Lic. Alfred Semrau in Danzig zum Präsidenten des Danziger Volkstags; Professor D. Gustav Hölscher in Marburg zum Mitglied der Norwegischen Akademie der Wissenschaften. Berufen: Professor D. Rudolf Otto in Marburg zu Olaus-Petri-Vorlesungen in Upsala. Gestorben: D. Paul Köhler, einst Generalsuperintendent der Kurmark, in Berlin; Pastor D. Karl Büttner in Bremen. ESt

Kleine Mitteilungen

Die Denkschrift der Greifswalder Fakultät zur Reform des theologischen Studiums (Nr. 9 Sp. 422 ff.) kostet nicht 1.80, sondern 1.00 M.

Die Geschäftsstelle des Deutschen Versöhnungsbundes (s. o. Sp. 492) befindet sich bei Herrn Hans Klassen, Sonnefeld bei Coburg.

Von da und dort treffen Nachrichten ein, wonach Pfarrer durch Kirchenbehörden zur Rechenschaft gezogen worden sind, weil sie für das Volksbegehren gestimmt haben. Schon der Respekt vor der öffentlichen Abstimmung (vgl. Nr. 7 Sp. 345) hätte die kirchlichen Oberen davon abhalten sollen. Dazu nun die Unantastbarkeit des staatsbürgerlichen Rechts der Pfarrer. Sollen die Pfarrer Staatsbürger zweiter Klasse sein? Wenn die Pfarrervereine, wie wir nicht zweifeln, eine echte Standesorganisation bedeuten, werden sie sich dieser Sache annehmen müssen.

Während England einen großen Widerstreit großzügig sich auswirken läßt, sind wir Deutschen ganz unvermutet mit einer offiziellen Aufrollung des Flaggenstreits beglückt worden. Reichskanzler Luther ist darüber gestürzt. Wenn der Fall verdient war, so sehen wir ihn doch ungern gehen, denn er besitzt unsre ganze persönliche Hochschätzung, und sein Brief nach Stockholm soll ihm unvergessen bleiben. Nun muß das Zentrum wieder vor den Riß treten und Marx der Retter sein. Diese Unentbehrlichkeit des Zentrums, diese immer wiederkehrende Nötigung die Zuflucht zu ihm zu nehmen, sollte die nicht einmal den „protestantischen" Parteien Anlaß geben, einer Fehlerquelle in ihrer Politik nachzugehen? Solange die kirchlichen Protestanten keine andre Stellung zum heutigen deutschen Staat, d. i. zur Republik finden, werden die deutschen Katholiken in kritischen Zeiten immer wieder die Berufenen sein. R

Tagung des Bundes Deutscher Jugendvereine (BDJ) in Köln

Vom 22.—26. Juli tagt in Köln der BDJ. Freitag, den 23. 10 Uhr Bundesversammlung in der Messehalle, nachmittags Sitzungen, abends 7½ im Gürzenich Vortrag von Heitmann-Hamburg: „Die Großstadt und das kommende Geschlecht". — Samstag den 24. vormittags Sport und Spiel im Stadion, nachmittags Sonderversammlungen, abends Aufführung des „Lothar" von W. Flex. — Sonntag den 25. 8½ Festgottesdienst in der Messehalle, 10 Uhr ebenda Vortrag von Stählin-Münster über „Die deutsche Sendung"; nachmittags Festwiese, Ausklang, Bundesfeuer. Anmeldungen sind zu richten an die Geschäftsstelle des BDJ Köln-Lindenthal, Sielsdorferstr. 9.

Versammlungskalender

Mai 27.—31. Liturgische Konferenz Niedersachsens Lübeck
28.—29. Abolitionistische Föderation und Deutscher Verband zur Förderung der Sittlichkeit Frankfurt a. M.
29.—1. Juni. Deutscher Evangelischer Frauentag Darmstadt
31.—4. Juni. Kontinentaler Verband für Innere Mission Amsterdam
Juni 1.—11. Jungpfarrerzeit Elman
3. Theologische Konferenz Gießen
5.—7. Evangelische Frauenhilfe Barmen
5.—9. Internationaler Kongreß für die Sonntagsfrage in London
8.—10. Kirchengesangvereinstag Stettin
16.—18. Reichsverband für soziale Gerichtshilfe, Rheinisch-Westfälische Gefängnisgesellschaft (100jähriges Bestehen) Düsseldorf
26.—29. Zweiter rheinischer evangelischer Kirchentag Essen
Juli 4.—30. September. Volkshochschulheim Habertshof
19.—21. Internationaler Kongreß gegen Alkoholismus Dorpat
22.—25. Bund Deutscher Jugendvereine (BDJ) Köln
August 31.—7. September. Rast- und Rüstzeit für Wohlfahrtspflegerinnen, Hortnerinnen, Schulleiterinnen Kloster Maulbronn
September 7.—9. Deutscher Dorfkirchenverband Hannover
9.—13. Evangelischer Bund Dresden
26.—29. Ostasienmission (AEPMB) Neustadt an der Haardt
26. 27. Evangelisch-sozialer Kongreß Frankfurt a. O.
Oktober 2.—9 Neulandtag
4.—6. Gustav Adolf-Verein Düsseldorf
5.—7. Bund für Gegenwartchristentum Köln
6.—9. Allgemeiner Deutscher Frauenverein Köln
17.—23. Lehrgang für Jugendführer: Alkoholfrage Wilhelmshagen
1927 Juli 31. — August 21. Glaube und Verfassung (faith and ordre) Lausanne

Verantwortlich: Vikar Hans Schimmelpfeng, Marburg a. L.

RUDOLF BODE

AUSDRUCKSGYMNASTIK

Neue Ausgabe. 18.—20. Tausend. VIII, 60 Seiten 4°. Mit 300 Übungen und 20 Bildtafeln
Gebunden M 9.—, in Ganzleinen M 11.—

DAS LEBENDIGE IN DER LEIBESERZIEHUNG

Fünf Abhandlungen. X, 94 Seiten gr. 8°. Mit 30 Holzschnitten von Peter Trumm
Leicht kartoniert M 4.80, in Ganzleinen M 6.—

NEUE WEGE IN DER LEIBESERZIEHUNG

Leitsätze und Abhandlungen. VIII, 46 Seiten gr. 8°. Mit fünf Abbildungen. Geheftet M 2.40

MITTEILUNGEN DES BODEBUNDES FÜR KÖRPERERZIEHUNG

Jährlich vier Hefte. Einzeln M 1.—

C. H. BECK'SCHE VERLAGS-BUCHHANDLUNG MÜNCHEN

Mitteilungen

Die Freunde der „Familie Pfäffling" werden mit Freude hören, daß Frau Agnes Sapper soeben ein neues Büchlein hinausgehen läßt: „Im Familienkreis", vier kleine Lustspiele für die Jugend. Das saubere Bändchen ist mit 15 drastischen Scherenschnitten von Anna Schirmer geschmückt und bei D. Gundert in Stuttgart verlegt (108 Seiten holzfrei, in Leinen M. 2.—). Ein echtes „Sapperle" voll Gemüt und Humor, über das die Verfasserin selbst schreibt: Die vorliegenden Stückchen sind gelegentlich kleiner Familienfeiern entstanden und haben zur Erheiterung beigetragen. Vielleicht können sie künftig bei ähnlichen Anlässen auch andern dienen.

Über die theologischen Werke der Calwer Vereinsbuchhandlung, Stuttgart, orientiert ein neues ausführliches Verzeichnis, sowohl über die älteren Werke des Verlags, wie über die letzten Neudrucke: D. Th. Haering, Der Römerbrief des Apostels Paulus erläutert. — D. A. Schlatter, Geschichte Israels, 3. Aufl. — D. P. Volz, Die biblischen Altertümer, 2. Aufl. — Dr. K. Fezer, Das Wort Gottes und die Predigt. — Calwer Bibellexikon, 4. Aufl. von Zellers biblischem Handwörterbuch usw. Das Verzeichnis steht jedem Interessenten kostenlos zur Verfügung.

Zu verkaufen:

Realencyklopädie von Professor D. Hauck, 20 Bände, 3. Auflage, ca. 240 M.

Die Religion in Geschichte und Gegenwart von Schiele und Zscharnack, 5 Bde., ca. 80 M.

Christliche Welt
1909, 10, 11, 12, 13 u. 14 gebd.
1915, 16, 18 u. 19 geheftet.

Ein leichter Tuchtalar.

Frau **M. Herpel**
Offenbach/Main, Körnerstr. 11.

Ia Eiderfettkäse

9 Pfd. = M. 6.— franko

Dampfkäsefabrik, Rendsburg

Die eine

Pfarrstelle

der evangelischen Kirchengemeinde in **Düren** (Rheinland), Stadt von 38000 Einw., wird voraussichtlich durch Emeritierung des bisherigen Inhabers am 1. Oktober frei, und ist durch Gemeindewahl wieder zu besetzen. 5000 Seelen. Voraussichtlich nebenamtlich Religionsunterricht an höheren Schulen. Besoldung gemäß behördlicher Bestimmungen. Schönes Pfarrhaus. Bewerbungen an den Kirchenmeister der Gemeinde Herrn Fabrikant Fritz Schleicher bis zum 20. Juni.

Gesuch

Langjähriger akad. **Hauslehrer** m. besten Empfehlungen, auch in biblioth. und archiv. Arb. bewand., sucht mit seiner Frau, sem. geb. erfahr. Lehrerin, gern in Haus und Garten tätig, **Arbeit**, am liebsten unterrichtl.-erziehl. Art, aber auch and., die befried. bescheidenes Dasein ermöglichen könnte.

Angebote unter **W. D. 9** an den Verlag dieses Blattes.

Für sehr gut empfohlenes junges **Mädchen** (16¾ J.), dem der Arzt zur Kräftigung längeren Aufenthalt an der See empfohlen hat, wird Aufnahme als **Haustochter** event. auch zu Kindern gesucht, am liebsten in der Familie eines Arztes, event. auch in einem kleineren Sanatorium oder Kinderheim, wo sie sich praktisch beteiligen könnte. Anfragen an

E. Oechler, Mittelschulrektorin,
Frankfurt a. M.,
Sömmerringstraße 18, I.

In feinem kleinen Haushalt Dessaus findet ein zweites gebildetes jg. **Mädchen** freundliche Aufnahme. Wissenschaftliche Förderung, Musik, Haushalt, Geselligkeit.
Arnold, Dessau, Ruststraße 2.

Oberprimaner humanist. Gymnasiums mit guten Zeugnissen sucht für große Ferien (11. Juli bis 15. August) **Aufnahme** gegen Nachhilfeunterricht oder Beaufsichtigung jüngerer Schüler.

Angebote unter **P. P. 5 b** an den Verlag dieses Blattes.

Zu kaufen gesucht

Theologische Fachschaft, Leipzig, Universitätsstr. 7—9 II (Paulinum A) bittet um Angebote antiquarischer theologischer Bücher **mit Preisangabe** (keine Predigtliteratur!).

Monatlich zwei Doppelnummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich vier Mark, im Auslande vier Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Doppelnummer 75 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182. Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 10. Juni